

Kirche vor Ort

Mit Gottes Auftrag nahe bei den Menschen

Ergebnisse der Rückmeldungen



Evangelische Fachhochschule Nürnberg
Prof. Dr. Joachim König
Dietmar Maschke

Theologisches Planungsreferat der ELKB
Dr. Stefan Koch
Susanne Balluff

Steuerungsgruppe „Kirche vor Ort“
Dr. Dorothea Deneke-Stoll
Christel Balsler
Friedhelm Behrend
Peter Hanstein
Dr. Hans-Gerhard Koch
Martin Ost
Dr. Dr. habil. Alfred Seiferlein

Gliederung

A	Theologisches Nachdenken.....	3
A 1	Was ist „Kirche vor Ort“ und wie lautet ihr Auftrag?	3
A 2	Was ist Kirche den Menschen schuldig?.....	4
A 3	Wie erreicht Kirche die Menschen?	5
B	Bestandsaufnahme	6
B 1	Nähe und Distanz	7
B 2	Sich neu auf den Weg machen - warum und auf welche Weise?.....	7
B 3	Projekte-ABC.....	9
C	Konkrete Rückmeldungen.....	10
C 1	Entscheidungs- und Beteiligungsprozesse in der Landeskirche	10
C 2	Unterstützung für die Arbeit vor Ort	12
C 3	Aufgabenverteilung von Gemeinden, Diensten, Einrichtungen.....	14
C 4	Gemeindeformen	16
C 5	Spielräume vor Ort.....	18
C 6	Kooperation vor Ort.....	19
C 7	Ehrenamt – und die Hauptamtlichen.....	21
C 8	Weniger Personal - Auswirkungen.....	22
C 9	Impulse für die Ökumene	24
C 10	Die richtigen Antworten auf die Herausforderungen?.....	26
C 11	Die diakonische Dimension	28
C 12	Die weltweite Verantwortung der Kirche	29

Zur Methodik der Auswertung

Die eingegangenen 149 Rückmeldungen zum Gesprächsanstoß des Landessynodalausschusses der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern wurden durch die Evangelische Fachhochschule Nürnberg quantitativ und qualitativ in etwa 3.500 Sinneinheiten (Einzelgedanken) erfasst. Aus diesen Sinneinheiten wurden die folgenden Inhaltsskizzen erstellt. Sie schließen sich einerseits so eng wie möglich an den Duktus der Rückmeldungen an und nehmen diese – wo im Einzelnen sinnvoll und möglich – wörtlich auf. Andererseits fassen sie die Rückmeldungen als Summe zusammen. Zur Überprüfung der Validität der erfassten Stichworte und inhaltlichen Aussagen der hier vorliegenden Zusammenfassung dient die beiliegende CD, die das Material der Rückmeldungen in tabellarischer Form wiedergibt und, so weit wie nötig, anonymisiert. Auf dieser CD ist somit das gesamte Material zugänglich, der Ertrag des Prozesses Kirche vor Ort kann hier in der Breite wahrgenommen werden. Eine installierte Suchmaschine hilft, einzelne Begriffe, relevante Stichworte und aussagekräftige Merkmale der verschiedenen einzelnen Rückmeldungen aufzufinden. Die Auswertung anhand der Methode der ‚Qualitativen Inhaltsanalyse‘ wurde von der oben genannten Arbeitsgruppe unter Federführung von Prof. Dr. Joachim König konzipiert, von Dietmar Maschke und Mitarbeitenden an der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg durchgeführt, arbeitsteilig von Dietmar Maschke und den Mitgliedern der Steuerungsgruppe verbalisiert und mehrfach unabhängig auf Richtigkeit und Vollständigkeit überprüft. Bei dennoch aufgetretenen Fehlern ersuchen wir um Nachsicht, für notwendige Korrekturen bitten wir um freundliche Mitteilung.

A Theologisches Nachdenken

„Was sind wir als Kirche – und speziell in Ihrem Verantwortungsbereich – von unserem Auftrag her den Menschen schuldig?“ Die fast 500 Stichworte zu dieser Frage lassen sich in zwölf Bereiche gliedern. Es geht, in alphabetischer Reihenfolge, vom Auftrag der Kirche her um:

- 1 Annahme von Menschen ("annehmen", „angenommen sein“, „Heimat und Geborgenheit vermitteln“)
- 2 eine stärkere Außenorientierung („Mission“, „Kommunikation mit Distanzierten“)
- 3 ernst genommene Bedürfnisse der Menschen („Situation der Menschen ernst nehmen“)
- 4 Bildung für alle („verständliche Kommunikation“, „Sprachfähigkeit“)
- 5 Diakonie als „konkrete Hilfe“
- 6 gesellschaftspolitisches Engagement („klares Zeugnis“, „Eintreten für ...“)
- 7 mehr Gemeinschaft („Integration“, „Koinonia“)
- 8 klares Kirchenbild („Kirche vor Ort, was ist das?“, „Parochie“, „Gesamtkirche“, „Kirche auf dem Markt“)
- 9 Beiträge zur Kultur („Kunst“, „Musik“, „Räume“)
- 10 Partizipation und Beteiligung
- 11 christliche Sozialisation („Kinder“, „Familie“, „Jugend“)
- 12 Spiritualität als Kernbereich („Verkündigung“, „Gottesdienst“, „geistliches Leben“, „Glaube“)

Was zu diesen Stichworten gesagt wurde, ist im Folgenden zusammengefasst als Antwort auf die Fragen „Was ist Kirche vor Ort und wie lautet ihr Auftrag?“ (Nr. 8), „Was ist Kirche den Menschen schuldig?“ (1, 4-7, 8-9, 11-12) und „Wie erreicht Kirche die Menschen?“ (2, 3, 10).

A 1 Was ist „Kirche vor Ort“ und wie lautet ihr Auftrag?

Eine Reihe von Stellungnahmen – vor allem aus dem Bereich der Kirchengemeinden – betont, wie wichtig konkrete und konstante Orte für ihr Bild von Kirche sind: Häuser, kurze Wege, Räume mit Tradition und Ausstrahlung, überschaubare Größen und feste Plätze („die dritte Bank vorne links ...“). Andere – vor allem aus dem Bereich der Dienste und Einrichtungen – beanspruchen, auch dann Orte der Kirche zu sein, wenn sie nur vorübergehend Menschen versammeln: in Bildungs-, Freizeit-, Kulturangeboten, in konkreter Hilfe. Einige betonen ausdrücklich, dass Verwaltung, Gremien und Kirchenleitung für sie nicht Orte von Kirche seien. Eine Minderheit von Kirchengemeinden beansprucht für sich einen Vorrang vor anderen Orten der Kirche, bezeichnet sich als „Zentrum“, „Fundament“ oder „Kerngeschäft“ und verlangt, dass sich das auch in der Verteilung finanzieller und personeller Ressourcen ausdrückt. Andere sehen deutlich die Grenzen der Kerngemeinde, einige gestehen auch der Leitung und den gesamtkirchlichen Einrichtungen ausdrücklich zu, dass sie notwendig und hilfreich sind. Insgesamt ist erkennbar, dass das Konkurrenzverhältnis Parochialgemeinde/gesamtkirchliche Dienste weiter besteht. Es ist aber nicht das vordringliche Problem derer, die sich an „Kirche vor Ort“ beteiligt haben.

Auf allen Ebenen (Gemeinden, Dekanate, gesamtkirchliche Einrichtungen und Dienste) wird deutlich gesehen, dass es nicht in erster Linie um den geografischen Ort geht, sondern um Qualitäten: Orte der Kirche sollen nahe am Alltag der Menschen sein, zielgruppengerecht, offen für alle sozialen Schichten ohne Milieuverengung, offen für die Begegnung mit dem Evangelium. Viele stimmen mit dem Satz aus dem Gesprächsanstoß darin überein, dass „Kirche ist, wo Kirche geschieht“. Einige betonen darüber hinaus: Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern „Kirche für andere“ und Salz der Erde. Sie definiert sich von ihrer Botschaft her und gibt Zeugnis von Gottes Wort.

A 2 Was ist Kirche den Menschen schuldig?

Annahme, Heimat und Nähe

Kirche schuldet genau dies den Menschen von ihrem Auftrag her: sie soll ja Gottes Liebe erfahrbar machen, Rechtfertigung ins Leben übersetzen, Jesus nachfolgen, der immer schon nahe bei den Menschen ist. Annahme, Geborgenheit und verständnisvolle Begleitung – gerade auch für Menschen mit Schwierigkeiten – ist nach Meinung vieler und versehen mit zahlreichen Beispielen förmlich das Markenzeichen des Ortes Kirche. Viele sprechen in diesem Zusammenhang von „Heimat“ und füllen diesen Begriff inhaltlich mit „Erreichbarkeit“, „Wärme“, „offene, einladende Räumlichkeiten“, „nachgehende Seelsorge“, „überschaubare Gruppen“.

Bildung und Sprachfähigkeit

In der evangelischen Kirche als einer Kirche des Wortes ist nach Meinung vieler „Bildung“ eine zentrale Dimension, auch wenn dieser Begriff nicht immer so auftaucht. Kirche schuldet Jungen und Suchenden ebenso kompetente wie offene Orientierungsangebote. Den ihr stark Verbundenen dient sie mit Hilfen zur Sprachfähigkeit in Glaubens- und Lebensfragen. Ihre vielen ehrenamtlich Mitarbeitenden stärkt sie durch Fort- und Weiterbildung für ihren Dienst. Dazu braucht sie ein durchdachtes Gesamtkonzept und einen theologisch verantworteten Bildungsbegriff, der sich am „Ebenbild Gottes“ ausrichtet und die Fülle des Lebens im Blick hat.

Diakonie und konkrete Hilfe

In den – zahlenmäßig überschaubaren – Rückmeldungen der Diakonie wird stark betont, dass Diakonie ein unverzichtbarer Ort der Kirche sei, weil er die Botschaft erst glaubwürdig macht und sie auch Menschen außerhalb des engen Biotops der Kerngemeinde nahe bringt. Von Seiten der Kirchengemeinden und Dekanate wird dies in der Regel genauso gesehen und deshalb eine gut örtlich vernetzte und geistlich verantwortete Diakonie gewünscht. Kirche schuldet den Menschen Zuwendung und Lebenshilfe im Alltag und bei Konflikten. Ihr wesentliches Qualitätsmerkmal ist dabei eine ganzheitliche Betrachtungsweise.

Gesellschaftspolitisches Engagement

Aus drei Bereichen – Kirchengemeinden, gesamtkirchliche Dienste und Diakonie – kommt der Wunsch nach einer Kirche, die sich in der Gesellschaft engagiert. Sie soll für die Rechte der Armen, Benachteiligten und Verstummten eintreten, zu brennenden Fragen öffentlich Stellung nehmen, gesellschaftsbezogen und problembewusst verkündigen und das Evangelium im öffentlichen Leben konkret werden lassen. Kirche soll Menschen nicht nur im Privatleben begleiten, sondern auch sozial und politisch, z.B. im wirtschaftlichen Strukturwandel oder im Betrieb. Die Gruppen innerhalb der Kirche, die hier besonders engagiert sind, wollen „nicht Feigenblatt für die Kirche sein“.

Gemeinschaft

Kirche ist den Menschen, Nahestehenden wie Fernstehenden, erfahrbare Gemeinschaft schuldig – das betonen besonders viele Rückmeldungen, keineswegs nur aus dem Raum der Kirchengemeinden. Sie machen Gemeinschaft vor allem am blühenden Gruppenleben in ihrem Gemeindehaus oder an lebendigen Hauskreisen fest. Inhaltlich wird von Geben, Nehmen und Mitgestalten, vom Austausch über Lebensprobleme und Glaubensfragen, auch über Generationen hinweg, von Streiten und Versöhnen, vom Füreinander Beten gesprochen. Das gilt auch in

ökumenischer Nachbarschaft am Ort und in weltweiten Partnerschaften. Gemeinschaft gibt es aber nicht nur langfristig, sondern auch auf Zeit und „bei Gelegenheit“. Sie entsteht nicht von selbst, sondern kostet Arbeit, z.B. bei der Integration Neuzugezogener oder der Anbindung junger Menschen. Einige Einsendungen nehmen deutlich gegen eine von ihnen attestierte Individualisierung von Glauben Stellung.

Kultur

Insgesamt eher wenige Einsendungen betonen die Kirchenmusik und die Kunst als wichtige Zugänge zur Kirche und möchten dies auch angesichts knapperer Ressourcen offen halten. Aus Großstädten wird betont, dass Kirche auch ein Teil der „Stadtkultur“ sei und es ihrer Kommune schulde, sich z.B. mit ihren „Citykirchen“ und Bildungszentren zu beteiligen. Kirche muss sich – so einige – auch aktiv und kompetent am Diskurs um kulturelle und ethische Werte beteiligen.

Sozialisations- und Lebensbegleitung

In allen Bereichen wird betont, dass die Kirche Kindern, Jugendlichen und Familien Hilfe für eine christliche Erziehung schulde. Weil Familie dies oft nicht mehr leistet, sind Kindertagesstätten, guter Religionsunterricht, ein kreativer Kindergottesdienst und eine aktive, auch schulbezogene Jugendarbeit nötig. Kirche soll frühzeitig Kontakt zu Kindern suchen, sie und ihre Familien stärken, sie als Jugendliche weiter begleiten und überhaupt an den Stationen des Lebens präsent sein – aber das wünschen sich die Rückmeldungen zu „Kirche vor Ort“ eigentlich für alle Mitglieder der Kirche!

Glaube, Spiritualität, Gottesdienst

Vielen Rückmeldungen aus wiederum allen Bereichen ist wichtig, dass es in der Kirche vor allem Räume für Glauben und geistliches Leben gibt. Dies vor allem schulde die Kirche den Menschen, es habe im Zweifelsfall Priorität. Gottesdienste sollen vielfältiger in Formen, Zielgruppen, Orten und Zeiten werden, nach Meinung einiger aber auch – nach wie vor – alle Kirchenmitglieder an einem Ort vereinigen. Gottesdienste sollen menschenfreundlich, Mut machend und lebendig sein und den Alltag mit einbeziehen. Die Sprache des Glaubens muss verständlich und geschwisterlich sein. Zugleich werden aber – nicht nur aus dem Bereich der Bildungs- und Zielgruppenarbeit – die Grenzen des herkömmlichen Gemeindegottesdienstes gesehen. Immer wieder wird von offenen Angeboten, von Räumen des Bedenkens und Verstehens von Lebensfragen, von meditativen Angeboten gesprochen. Glaube ist Sache aller, nicht nur von Hauptamtlichen. Gerade die Aktiven in der Kirche melden Bedarf an, Raum und Zeit zu bekommen für ihr geistliches Leben und fürs Hören auf Gottes Wort. Deutlich wird: Begeisterung oder Frust von Ehren- und Hauptamtlichen strahlt aus – und wird wahrgenommen!

A 3 Wie erreicht Kirche die Menschen?

Außenorientierung und Geh-Struktur

Viele Beteiligte erkennen kritisch und selbstkritisch die begrenzte Reichweite auch von um Offenheit bemühten Ortsgemeinden und kirchlichen Diensten. Sie mahnen eine Geh-Struktur und die Außenorientierung an, die auf Fernstehende zugeht, Kontakt aufnimmt und das Evangelium auch außerhalb traditioneller Insider-Milieus weitergibt. Diese Weitergabe soll primär von Mensch zu Mensch und zugleich mit modernen Kommunikationsmedien erfolgen. Nicht

nur aus den auf Zielgruppen spezialisierten gesamtkirchlichen Einrichtungen und Diensten wird betont, wie wichtig es ist, dass die Kirche den innerkirchlichen Raum verlässt und die Menschen in ihrem Lebensumfeld aufsucht, z.B. in Schule, Arbeitswelt und Krankenhaus.

Bedürfnisse und Lebensbezug

Für viele Einsendungen ist die grundsätzliche Orientierung an den Bedürfnissen der Menschen wichtig. Eine evangelische Kirche ist dienende Kirche, die die Lebenswirklichkeit der Menschen ernst nimmt und sich bemüht, zu erkennen, was sie brauchen. Gedacht ist dabei z.B. an Austausch, Zuwendung, Krisenbegleitung, Hilfe in Alltagsorgen, Lebensgestaltung, Sinnfindung, Integration in eine neue Umgebung, Heimat und Zuflucht. Es gilt den ganzen Menschen zu sehen und nicht nur seine Funktion und seinen Nutzen als „zahlendes Mitglied“ der Kirche bzw. Gesellschaft.

Institution Kirche: Haushalterschaft und Partizipation

Ein Teil der Einsendungen äußert sich zur Kirche als Institution. Wie erwähnt sagen einige ausdrücklich, Gremien, Leitungsorgane und Verwaltungsvollzüge seien nicht Kirche. Sie kritisieren auch Kirche als reine „Wirtschaftsinstitution“ oder Funktionärsclub und mahnen andere Verantwortung und ein Profil gerade beim Umgang mit Geld, Gremien und Strukturen an. Es soll nicht immer nur ums Einsparen gehen, sondern um einen fälligen Neuanfang. Kirche, so wird betont, brauche glaubwürdige Mitarbeitende, keine austauschbaren Managerinnen und Manager. Kirchenleitende Organe, Finanzen und Verwaltung seien notwendig, aber eben nicht ausreichend. Sie sollen die Räume frei machen für die Zuwendung zu den Menschen und die Verkündigung des Evangeliums; so sind sie Teil des Auftrags der Kirche.

Für viele ist die Partizipation auf allen Ebenen wichtig, besonders auf der mittleren Ebene. Partizipation gilt ihnen als ein „Markenzeichen“ von evangelischer Kirche. Für andere ist das Markenzeichen die stete Bereitschaft der Kirche zu Veränderung und Erneuerung.

B Bestandsaufnahme

„Wo sind Sie in Ihrem Verantwortungsbereich ausgesprochen nahe bei den Menschen? Welche Menschen sind zu wenig im Blick? Wo möchten Sie sich neu auf den Weg zu den Menschen machen? Welche konkreten Projekte haben Sie sich vorgenommen?“ Die Antworten lassen sich zu fast 600 Stichworten verdichten und benennen folgende „Zielgruppen“:

- Ältere Menschen und ihre Angehörigen
- Andersgläubige
- Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, Arbeitslose
- Arme und Hilfsbedürftige, Ausgegrenzte
- Aussiedler
- Besucher von Gotteshäusern und Gemeindefesten
- Behinderte
- Bildungsinteressierte
- Distanzierte und Kirchenferne
- Ehrenamtliche
- Frauen, Alleinerziehende
- Familien
- Fromme
- der Gemeinde stark verbundene Menschen
- Gottesdienstbesucherinnen und Gottesdienstbesucher

Ergebnisse der Rückmeldungen

- Kinder, Jugendliche, Schüler und Konfirmanden
- Männer
- die ganze mittlere Generation
- Neuzugezogene
- Menschen, die Kasualien in Anspruch nehmen
- die Öffentlichkeit in Stadt und Region
- Seelsorgebedürftige
- Singles

Die lange Liste der Genannten zeigt, wie breit das Spektrum von „Kirche vor Ort“ ist. Zugleich bleibt die Frage, welche Gruppen von Menschen überhaupt nicht vorkommen: weder präsent sind, noch vermisst werden ...

B 1 Nähe und Distanz

Es ist interessant: Bestimmte Gruppen werden in beiden Kategorien, nah und fern, genannt. Vor allem bei Kindern, Jugendlichen und Konfirmandinnen und Konfirmanden wird festgestellt, dass Nähe glückt. Aber ebenso oft heißt es: Sie fehlen, man muss sich zu ihnen neu auf den Weg machen. Für Aussiedler, Familien und Gottesdienstbesucher gilt Ähnliches. Sie sind oft präsent, genauso oft aber erscheinen neue Anstrengungen nötig, mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Bei anderen Gruppen zeigt sich deutlich, dass ihnen Nähe vor allem von Spezialisten und profilierten Gruppen zugesprochen wird, während sie sonst kaum vorkommen: Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen sind vor allem der Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen (afa) präsent (Menschen in prekären Beschäftigungsverhältnissen oder die junge Generation werden auch dort vermisst). Bildungsinteressierte sind vor allem den Bildungswerken nahe, Hilfsbedürftige der Sozialarbeit und überhaupt der Diakonie, Medien der kirchlichen Presse, Altenheimbewohnerinnen und -bewohner der Altenheimseelsorge. Am deutlichsten wird das logischerweise in der Gefängnisseelsorge, die denen nahe kommt, die hinter Gittern sitzen ...

Gottesdienstbesucher, „Kasualchristen“ oder Konfirmandinnen werden in den Kirchengemeinden als besonders präsent erlebt, Schüler und Schülerinnen in den evangelischen Schulen wie von der Berufsgruppe der Religionspädagoginnen und Religionspädagogen, sowie von Lehrenden. Vorwiegend als nah erlebt werden Ehrenamtliche, relativ nahe fühlt man sich auch der kommunalen Öffentlichkeit und ihren Vertretern in Stadt und im ländlichen Raum. Durchweg vermisst werden: Männer, die mittlere Generation, Andersgläubige, Ausländer, Singles.

B 2 Sich neu auf den Weg machen – warum und auf welche Weise?

Hier werden bemerkenswerte Wünsche und „gute Vorsätze“ geäußert, Ziele benannt und Projekte beschrieben. Evangelische Kirche macht sich auf den Weg zu den Menschen, die Liste der Projekte weist auf konkrete Schritte für diesen Weg. Zudem wird sichtbar: Man ist nicht allein auf dem Weg; jedenfalls nicht so allein, wie manch einer befürchtet oder selbst glaubt.

Diejenigen, die sich (gelegentlich: besonders, selten: ausschließlich) bestimmten Menschen zuwenden, wollen, dass diese Menschen auch sonst stärker beachtet werden. So möchte z.B.

die afa, dass sich noch andere in der Kirche auf den Weg zu Arbeitnehmergruppen machen. Es dürfte sie freuen, dass auch Kirchengemeinden auf dem Weg zu Arbeitslosen sind. Auch ihnen geht es um Begleitung im Alltag und um Präsenz am Ort der Arbeit. Auf Kirchenferne und Distanzierte möchten Kirchengemeinden, aber auch Bildungswerke verstärkt zugehen. Es geht ihnen um ein Umschalten von der Komm- auf die Geh-Struktur, um Öffnung und Mission im eigenen Land. Den Bildungswerken sind darüber hinaus Aktualität und Lebensnähe, Persönlichkeitsbildung und Dialogfähigkeit wichtig. Viele wollen sich aufs Neue auf den Weg zu Jugendlichen und jungen Erwachsenen machen, dabei geht es ihnen um niedrige Schwellen, um Vernetzung und Zukunftsfähigkeit, um Rückhalt und Hilfe zur Lebensbewältigung. Hier werden auch konkrete Projekte genannt, darunter Modelle für Konfirmanden- und Elternarbeit, Zusammenarbeit mit Behinderten, performative Pädagogik wie beim Rollenspiel ‚life action‘, dazu Fördervereine für zusätzliche, selbstfinanzierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sowie Projekte für spezielle Jugendprogramme.

Viele zieht es zu den mobilen Menschen, Neuzugezogenen und Gästen. Eine rollende Kirche oder die Präsenz auf landesweiten Ausstellungen dienen dazu. Kirchengemeinden wollen einladend sein und – wie es im Votum einer Kirchengemeinde heißt – „Raum zum Rasten für alle“ anbieten. Dieses Ziel kann auch dadurch erreicht werden, dass man sich vor allem bei Kasualien oder im Weihnachtsgottesdienst besondere Mühe gibt, um – wie es ein Bürgermeister vor einer Dekanatsynode ausdrückt – „die glücklichsten und die traurigsten Stunden mit den Menschen zu teilen“. Besuchsdienste, große und regionale Gemeindefeste, Kirchentage, eine „Sternwallfahrt“, auch weiterhin die „Gemeindehilfe“ sind Beispiele, Begegnung und Kontakt über den engen Kreis regelmäßig Teilnehmender hinaus zu schaffen.

Zudem richten einige Kirchengemeinden den Blick bewusst nach innen. Sie möchten gerade den „Frommen“ und „Kerngruppen“ etwas bieten, deren Bedürfnisse achten, wollen verdeutlichen, dass sie gebraucht werden und geborgen sind. Kernbereich ist der Gottesdienst als Ort der Gemeinschaft, als Ort von Spiritualität, als notwendige Kraftquelle für gesellschaftliches Engagement. Mit Heilungs- und Jugendgottesdiensten, Gottesdiensten für Ausgeschlafene, mit Vor- und Nachprogramm incl. Brunch, bei Event- und Musikgottesdiensten machen sich viele auf den Weg.

Die Veränderungen im Bereich des sog. „bürgerschaftlichen Engagements“ sind bei den Kirchengemeinden angekommen, wenngleich diese lieber vom „Ehrenamt“ reden. Es geht darum, die Netzwerke der Nachbarschaftshilfe neu anzustoßen. Hier treffen sie sich mit dem Anliegen der Diakonie, die in dieser Hinsicht stärker mit Kirchengemeinden kooperieren will. Im Bereich der älteren Generation zielt die Altenheimseelsorge darauf, verstärkt Brücken zwischen „drinnen“ und „draußen“ zu schlagen; sie hofft auf Kooperationspartner. Projekte wie das „Cafe 5 und 50“, die Ausbildung zum Altersberater oder das Projekt eines Kirchenneubaus im Altersheim laufen bereits. Für Menschen, die Beistand brauchen, sind Selbsthilfegruppen da, z.B. für Arbeitslose oder pflegende Angehörige. Dazu gehört auch ein Laden zum „Kaufen und Helfen“, die weit verbreiteten „Tafeln“, die konkreten Partnerschaften zwischen diakonischen Einrichtungen und Kirchengemeinden ... Kirche, so sagt es eine Handlungsfeldkonferenz, soll ein „Ermöglichungsraum“ werden, in dem Menschen wieder zu sich selbst und ihren eigenen Kraftquellen finden können.

Schließlich gibt es eine Reihe von Initiativen, die der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit und der öffentlichen Verantwortung in den mittelgroßen und größeren Städten und in den unter-

schiedlichen ländlichen Regionen der bayerischen Flächenkirche dienen. Ein Dekanat zitiert aus einer Rede eines der Oberbürgermeister in der eigenen Region, der Kirche auffordert, weiterhin ihren Beitrag für eine soziale Infrastruktur und eine menschliche Stadt zu leisten.

B 3 Projekte-ABC

Das Rad muss nicht neu erfunden werden. Ein Ertrag von „Kirche vor Ort“ kann darin liegen, sich von beschriebenen Projekten und Ideen anregen zu lassen.

Hier eine kleine Auswahl:

A wie Altersberater-Ausbildung (Diakonisches Werk Würzburg), Arbeitslosenprojekt (Kirchengemeinde München-Offenbarungskirche), Arbeitskreis „Offene Stadtkirche“ (Stadtkirche Bayreuth), „Arche Ahoi“ (KG Marktredwitz)

B wie Betreuungsgruppe für Pflegebedürftige (DW Würzburg), Kirchen-Brunch (KG Fürth-Erlöserkirche), "Brücke" zwischen Konfirmanden und Jugendarbeit (Dekanatsbezirk Fürth)

C wie „Cafe 5 und 50“ für Senioren und Alleinerziehende (DW Würzburg)

D wie Gottesdienst für Demenzkranke (Arbeitsgemeinschaft Altenheimseelsorge Aschaffenburg), „Diakoniestelle“ (0,5) eigenfinanziert (KG Marquartstein)

E wie Elterntraining (Familienarbeit im Amt für Gemeindedienst), „Evangelisches Elterntraining“ (Arbeitsgemeinschaft Evangelische Erwachsenenbildung in Bayern AEEB), Events wie Kabarett- und Männergottesdienste (KG Reformations-Gedächtnis-Kirche Nürnberg)

F wie Kirchgeld-Flyer (u.a. Familienarbeit KG Ingolstadt-St. Markus, AEEB), Friedwald (KG Emskirchen), Freizeiten für Kinder auch aus Familien in belasteten Lebenssituationen („up-with-friends“-Kinder- und Jugendreisen der Diakonie in Bayern)

G wie Gemeinderaum im Altenheim (DB Fürth), Gottesdienst für Ausgeschlafene (KG Reformations-Gedächtniskirche Nürnberg), Gottesdienst für Kindergarteneltern (KG Nürnberg-Kornburg), „Gemeinde als Lebensbegleiter“: Gruppen versuchen auch Kirchendistanzierte zu erreichen und für jede Lebensphase etwas anzubieten (KG Tirschenreuth)

H wie Heilungsgottesdienst (KG Lichtenfels), Hospizgruppe (KG Prien, KG Tirschenreuth)

J wie Jugenddiakon – eigenfinanziert (KG München-Apostelkirche, KG Gräfelting je 0,5-Stelle), Projekt „Jugendkirche“ in Nürnberg

K wie „Konfirmanden und Körperbehinderte“ (DW Würzburg), Konfirmanden-Elternprojekte (KG Schauenstein, KG München-Apostelkirche), „Konfi-Coach“ (KG Pegnitz), Fürther Kirchenmusik-Tage (DB Fürth)

L wie „Lucas – Kaufen und Helfen“ (KG Marktredwitz), Langschläfer-Gottesdienst (KG München-Offenbarungskirche), ‚life action role play‘ (EJ Aschaffenburg), „Lebendiger Adventskalender“ (KG München-Apostelkirche, KG Nürnberg-Kornburg), Leserforum (Sonntagsblatt)

M wie Männerarbeit, ‚missio point‘ (KG Schauenstein, in Kooperation mit dem CVJM)

N wie Nacht der Nächte (Evangelische Jugend im Kirchenkreis Ansbach-Würzburg Süd), Nachbarschaftshilfe (KG Fürth-Erlöserkirche, DW Würzburg)

„Kirche vor Ort“

O wie Ökumenische Nachbarschaftshilfe (KG Ingolstadt-St. Thomas) „Oma und Opa auf Zeit“ (DW Würzburg)

P wie Ausbildung für pflegende Angehörige (DW Würzburg), Persönlichkeitsbildung (EBZ Hesselberg)

Q wie Qualitätsmanagement in der Erwachsenenbildung (AEEB)

R wie „Rollende Kirche“ (Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen afa und KG Marktredwitz)

S wie Sternwallfahrt (KG Waldkraiburg), Segeltörn für Männer (DB Rothenburg & Leutershauen), Sozialpolitischer Buß- und Betttag (afa Bayern)

V wie Vorkonfirmandenunterricht in der 3. Klasse (KG Pegnitz), Vater- und Kind-Gruppe (DB Neu-Ulm)

W wie „Windows to Heaven“-Gottesdienst (EJ Uffenheim), „Weidenkirche bauen“ in Pappenheim

Z wie „Zeitdeutung – evangelisch und kritisch“ (Sonntagsblatt)

C Konkrete Rückmeldungen

C 1 Entscheidungs- und Beteiligungsprozesse in der Landeskirche

Die Möglichkeiten der Mitentscheidung werden insgesamt eher kritisch beurteilt. Die Vielzahl der Hinweise auf mangelnde Beteiligungsmöglichkeiten seitens der Gemeinden ist auch mit der Zahl der Einsendungen aus diesem Bereich zu begründen, zeigt aber ein enormes Ausmaß an Missstimmung, die der Kirche nicht dienlich ist. Und es findet sich ja auch dies: Manche Möglichkeiten werden nicht wahrgenommen, z.B. Plätze in Gremien (konkret: Erwachsene in Jugendgremien) nicht besetzt.

Es findet zu wenig wirkliche Beteiligung statt

Die Beteiligungsmöglichkeiten scheinen (gegenwärtig?) bürokratisch, ineffektiv und schwerfällig. Sie sind oft entweder keine echten oder bestehen auf unwichtigen Gebieten. Zu oft wird Demokratie vorgespielt: Als Kirchenvorstand kann man mit seinen Beschlüssen nur nachvollziehen, was anderswo entschieden wurde. Kritik gilt mangelnder Beteiligung und langatmiger Bearbeitung, typischerweise in Bauangelegenheiten. Zu oft besteht in Gremien nicht nur der mittleren Ebene Unkenntnis oder Unklarheit über Beteiligungsmöglichkeiten, Prozesse, Kompetenzen und Aufgaben. Im Dekanatsausschuss seien Entscheidungsprozesse problematisch, wenn nicht jede Gemeinde vertreten sei. Verringert eine für viele wünschenswerte Gremienverschlingung die Beteiligungsmöglichkeiten?

Es gibt zu viel Beteiligung, die nicht weiterführt

Zu viele Parallelprozesse verursachen Blockaden, weil sie überfordern. Im „Kampagnen-Wahn“ laden zu viele zu einer Mitgestaltung ein, deren Sinn oft nicht erkennbar ist. An der Basis herrscht Desinteresse daran, wenn man nicht direkt betroffen ist. Es entsteht der Eindruck, dass vor allem schmerzhaft Entscheidungen nach unten verlagert werden, Verantwortung abgewälzt wird. Das kann auf der mittleren Ebene zu Überlastung führen. Zudem behält „die übergeordnete sachorientierte Perspektive des Landeskirchenamts“ ihre Bedeutung. Es gibt zu viele Gremien, in denen Entscheidungen oft von Zufallsmehrheiten ohne geklärte Kompetenzen getroffen werden. Oder Entscheidungen werden von übergeordneten Gremien blockiert. An Personalentscheidungen sind zu viele Gremien unnötig beteiligt (z.B. der Kirchenvorstand

bei Höhergruppierungen). Das ist im Vergleich zur Wirtschaft ärgerlich, unprofessionell und senkt die Bereitschaft zur Beteiligung – ein Regelkreis mit negativer Rückkoppelung.

Aber auch: Umfang und Form der Beteiligung sind stimmig

Wer sich beteiligen will, kann dies auch tun – die vorhandenen Möglichkeiten sollten ausgeschöpft werden. Die Beteiligungsstrukturen funktionieren, wo Ehrenamtliche von qualifizierten Hauptamtlichen begleitet werden. Bei inhaltlichen Fragen ist die Beteiligung effektiv. Die notwendigen Prozesse sollten nicht verkürzt, vorhandene Expertisen genutzt werden. Es hat sich bewährt, auf allen Ebenen die Betroffenen einzubeziehen (z.B. die Handlungsfeldkonferenz als Austauschgremium; gut vernetzte Evangelische Jugend als Interessenvertretung: eigenständige Verbandsstrukturen sind nötig für Partizipation und effektive Vertretung). Frauen sind in allen Ämtern präsent. Die „Umweltarbeit hat vernetzte und transparente Strukturen“. Bei Haushalt und Jahresrechnung ist die Beteiligung des Kirchenvorstandes richtig. Gemeindeversammlungen, wo sie stattfinden, ermöglichen Beteiligung.

Wie wird kommuniziert?

Unangenehme Wahrheiten werden spät und unzureichend weitergegeben. Der Informationsfluss ist zu langsam, und es kommt zu wenig an, vor allem in den Kirchengemeinden, auch aus Dekanatssynoden und der Landessynode. Die Landessynode gilt als pfarrerlastig; es gebe zu wenige Vertreterinnen und Vertreter der Basis. Man könne die Handlungsfelder auch in den synodalen Ausschüssen abbilden. Und es werden Vertreter von Diensten, z.B. der afa (im Dekanatsausschuss) oder der Evangelischen Frauenarbeit Bayern (EFB) in der Landessynode gewünscht, um Kontakte zu fördern. Zu wenig beteiligt fühlen sich Arbeitnehmer, Jugendliche, überparochiale Dienste, Umweltbeauftragte. Beteiligung scheitert aber auch am allzu Menschlichen: Konkurrenz und Neid führen zu schlechten Entscheidungen – und sind ja auch sonst dem Miteinander abträglich.

Manchmal fehlen vor Ort schlicht die Fakten (z.B. Landesstellenplanung). Ehrenamtliche kennen die Informationswege (Postfach im Pfarramt!) nicht, die sie nutzen könnten. Deutlich wird dies beim innerkirchlichen Finanzausgleich: Man fordert ein Einspruchsrecht bei zu umfangreichen Kürzungen. Man vermisst Kriterien für Entscheidungen (z.B. bei der Ergänzungszuweisung). Es sind Instrumente für mehr Wahrnehmung, Wertschätzung und Würdigung nötig!

Wird die Bedeutung der Gemeinden gesehen?

Die Kirchengemeinden wollen bei der Landeskirche im Zentrum stehen, ihre Interessen sollen bei Entscheidungen klarer (an)erkannt werden. Kleine und ländliche Gemeinden beklagen, auch auf Dekanatsebene unzureichend berücksichtigt zu sein. Entscheidungen der Landeskirche werden in dieser Wahrnehmung „von oben nach unten“ getroffen und sind deswegen oft vor Ort nicht nachvollziehbar; in lokale Entscheidungen werde hineinregiert. Frustration entsteht, wenn dem Kirchenvorstand vermittelt wird, zu wenig Sachverstand zu haben. Genehmigungsverfahren sind hinderlich und zeit- und kraftintensiv. Und ein Verwaltungsapparat entscheidet mit, obwohl er nur Entscheidungen vorbereiten soll. Zu beachten ist auch: Die Sprache der Landeskirche wird als zu abstrakt wahrgenommen, es braucht im Kontakt mit Ämtern und mit der Verwaltung ein Mehr an Verständlichkeit.

Streben nach einem Kulturwandel: Transparenz

Mehr Vertrauen wagen! Entsprechend der Logik „Subsidiaritätsprinzip“ soll die nächste Ebene nur tun, was die untere nicht selbst kann. Man erwartet Transparenz im Hinblick auf Entschei-

ungswege, Finanzlagen, Gremienzusammensetzung. Entscheidungen sollen vor Ort getroffen, die Kriterien dafür ortsnah und sachkundig entwickelt werden. Dies betrifft besonders Finanz-, Personal- und Baufragen: „Wer zahlt, schafft an.“ Und warum muss immer die Landeskirche alles genehmigen?

Eine „Verbesserungskultur“ tut not! Es fehlt eine systematisierte Umsetzung von Änderungsvorschlägen zwischen kirchlichen Stellen und vor Ort. Auch Stellenbesetzungen sollten transparenter sein (z.B. Einsicht in alle Bewerbungen, Mitentscheidung bei Diakonen). Bei den Pfarrhäusern möchten einzelne Kirchengemeinden am liebsten freie Hand haben, wie sie den geeigneten Wohnraum sicherstellen: Residenzpflicht ja, aber nicht um jeden Preis, vor allem wenn eine geeignete Mietwohnung in der Gemeinde günstiger wäre. Und: Die Kirchensteuer solle ganz an die Gemeinden gehen, die dann einen Teil davon abführen. Denkbar sei auch die Erhebung direkt durch die Gemeinde, um eine transparentere Verteilung zu erreichen ...

C 2 Unterstützung für die Arbeit vor Ort

Unterstützung ist vorhanden – und sie ist hilfreich

Viele meinen, Unterstützung an der Basis müsse man nur anfordern und suchen. Als besonders hilfreich für die Arbeit vor Ort gelten z.B. viele Gesamtkirchenverwaltungen (GKV), das Amt für Gemeindedienst (AfG), der CVJM, die Denkschriften zur diakonischen Arbeit, überhaupt das Diakonische Werk, die vielfältigen Fortbildungsangebote z.B. vom Gottesdienstinstitut (Arbeitsvorlagen, Lesepredigten, Sondergottesdienste). Dazu gehören das Intranet der Landeskirche (Arbeitshilfen), die Abteilung Stiftungen der Landeskirchenstelle in Ansbach, das Frauenwerk, das Männerwerk, die Medienzentrale, das neue Werk „MissionEineWelt“, das Ökumenerferat, vielfältige Projektstellen. Auch Kirchenleitung wird hier erwähnt: die Landessynode, der Landeskirchenrat, die Wahrnehmung und Wertschätzung durch den Landesbischof und z.B. auch durch die Regionalbischöfin. Allerdings weiß man auch: Manche Kooperationen sind (leider) sehr personengebunden.

Je regionaler die Unterstützung, desto besser!

„Die Kirche ist vor Ort bei den Menschen. Übergeordneten Stellen müssen deshalb die Gemeinden unterstützen.“ Dazu gehört besonders die Arbeit der mittleren Ebene, deren Stärkung vor allem als Verlagerung von Arbeit nach unten erlebt wird. Kein Interesse hat man allerdings am Dekanat als neuer Oberbehörde, wo alles bestimmt wird. Regionales Vorgehen wird auch deshalb gewünscht, um sich von Aktivitäten anstecken zu lassen. „Die regionale öffentliche Präsenz der Kirche durch personale Leitung und starke Einrichtungen ist gerade in Gebieten mit evangelischer Minderheit außerordentlich wichtig. Der Regierungsbezirk als Kooperations- und Handlungsebene darf nicht vernachlässigt werden.“

Gewünscht werden Beratungsangebote und begleitende Hilfen vor Ort, z.B. für Friedhöfe und Verwaltung, allgemein auch in Vakanzenzeiten. Nötig seien regionale Fachberater für Baufragen auf Ebene des Dekanats als direkte Ansprechpartner. Allerdings fehlen möglicherweise „für die Umsetzung des neuen Finanzausgleichs die kompetenten und technisch gut ausgestatteten GKV“, vor allem in Hinblick auf Haushaltsüberwachung. Gewünscht werden lokale Fortbildungen, Informationen und Materialien. Das Fehlen regionaler Partner wird bei Fragen von Ar-

beitnehmerinnen und Arbeitnehmern und bei der Erwachsenenbildung beklagt. Umgekehrt braucht es die Nachfrage aus den Gemeinden, z.B. in Sachen Familienarbeit des AfG, in der Missionsarbeit, z.B. bei der Finanzierung von Partnerschaftsreisen. Bei alledem ist es nicht nur in der Jugendarbeit nötig, „über den (Gemeinde-)Tellerrand zu schauen“. Dazu helfen Dekanatsbeauftragte, z.B. in der Altenheimseelsorge, für medizinethische Fragen und des KDA, die eine Brückenfunktion wahrnehmen.

Bessere Unterstützung durch landeskirchliche Einrichtungen und Dienste!

Die Liste der Arbeitsbereiche ist lange, in denen eine bessere Unterstützung nötig wäre. Es werden genannt Altenheim-, Klinik- und Notfallseelsorge, Arbeitswelt, Bildungsarbeit, Kinder- und Jugendarbeit, Kindergottesdienst, Gemeindeaufbau, Kirchenmusik, Musikpädagogik, MissionEineWelt, Religionsunterricht (Lehrkräftemangel), Seniorenarbeit, Führung von diakonischen Einrichtungen, Weltgebetstag; dazu auch die Öffentlichkeitsarbeit und ihre angemessene Ausstattung durch die Landeskirche. Bleibt am Ende die Frage: „Wie kann Unterstützung geleistet werden, wenn auch bei den Diensten weiter reduziert wird?“

Weniger Bürokratie!

Zuständigkeiten klären und Entscheidungswege entflechten! Gremien und Ebenen sind niemals Selbstzweck, sondern Dienstleister. Ein Beispiel für den Amtsschimmel: das Führen von Statistiken (z.B. Jahresstatistik, Anfragen, Erhebungen und Umfragen), die als Unterstützung gedacht sind, aber nicht immer zu einer solchen führen. Oft verschwinden Ergebnisse in Aktenordnern. Deshalb: Formalbeschlüsse reduzieren, keine handschriftlich auszufüllenden Gabenkassenbogen, keine neue Papierflut aus landeskirchlichen Ämtern – zum Teil auf Hochglanzpapier! Grundsätzlich: Antiquierte Regelungen sollten überprüft und außer Kraft gesetzt werden.

Das Landeskirchenamt ist zu weit weg

An der Spitze der Kritikpyramide stehen die Baufragen. Die vorgeschriebenen Verfahren sind zu vereinfachen, Anträge werden selten zeitnah bearbeitet. Es sollte das Konnexitätsprinzip gelten, d.h. „wer bezahlt, entscheidet“; eine einzelne Forderung: das Baureferat gleich ganz abschaffen ... Im Landeskirchenamt sollten die Abteilungen übergreifender zusammenarbeiten. Die Beratung des LKA ist erwünscht, sollte aber zeitnah und kompetent abzurufen sein, man will nicht als „Bittsteller“ behandelt werden. Vor Ort, vor allem bei den Ehrenamtlichen, fehlen die nötigen Informationen. Es braucht für diesen Bereich Ideen, Beratung und Mittel. Denn „auch ein Sparkurs, verbunden mit der Entstehung von Kooperationen, will bezahlt sein“. Erneut die Bitte: mehr Transparenz bei strukturellen und finanziellen Veränderungen. Man braucht Planungssicherheit! Und wünscht sich die Kirchenleitung immer wieder vor Ort ...

Neue Organisationsformen müssen bedarfsgerecht entwickelt werden

Erwünscht ist mehr juristische Beratung bei den Umstellungsprozessen, z.B. beim Erlass von Satzungen und Ordnungen, Arbeitszeitneuregelungen, Stellenmischfinanzierungen, Bauprojekten. Es besteht der Wunsch nach einer entsprechenden Systemgestaltung, z.B. bei Kirchgeld, Friedhofsgebühren und Kindergartenbeiträgen. Es wären viele bilaterale Absprachen zwischen den Akteuren möglich und sinnvoll (z.B. bei Kasualgebühren: Handreichungen, die vor Ort verwendet werden können). Denkbar sind auch Kooperationen zwischen dem Intranet der Landeskirche und dem der Diakonie, eine stärkere Vernetzung von Beauftragten (z.B. zwischen Gemeinden, Dekanaten, Kirchenkreisen, auf Landesebene).

Aber auch für die Büroorganisation und beim „Kleinkram“ gibt es konkrete Ideen: Formulare und Vorlagen sollten veränderbar sein (nicht pdf). „Wo bleiben landeskirchliche Papiere stecken?“ Versandwege sind kritisch zu sichten, elektronische Möglichkeiten sollten stärker genutzt werden. Zur Verfügung gestellte Materialien sollten besser aufbereitet sein. Im Bereich der Datenverarbeitung wäre manche Dienstleistung im juristischen und EDV-Bereich extern günstiger zu haben. Software sollte generell weniger kompliziert und komfortabler sein, so wie bei freien Anbietern. Gleichzeitig wird der Wunsch nach einer zentralen Beschaffungsstelle für EDV laut. Pfarrerrinnen und Pfarrer sollten durch Spezialisten von Verwaltungsaufgaben und Geschäftsführung entlastet werden, um Zeit für theologische Arbeit, Seelsorge und Arbeit an Brennpunkten zu haben. Die Ablauforganisation der Pfarramtsführung sollte zentral rationalisiert werden. Verwalter für vier bis fünf Gemeinden wären eine Lösung. Zudem werden fachbezogene Referenten gefordert, z.B. bei Mobbing, für Sozialbelange und beim Arbeitsrecht, sowie zur inhaltlichen Unterstützung der Wertediskussion.

Ressourcen gezielter zur Verfügung stellen

Am Anfang der Wunschliste stehen mehr regelmäßige (Abendmahls-)Gottesdienste, mehr Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit für Altenheimseelsorge (AHS) sowie Räume für Wortverkündigung und Seelsorge – viele diakonische Einrichtungen planen die Rahmenbedingungen dafür nicht ein. Sehr große Bedeutung haben Prädikantinnen und Prädikanten, Lektorinnen und Lektoren, ohne die viele Gottesdienste nicht zu leisten wären. Dazu gehört, allen Ehrenamtlichen die ihnen angemessene Begleitung, Aus- und Fortbildung zu geben (Stichwort „Mitarbeiterpflege“); deren geistliche Zurüstung ist weit(er)hin mangelhaft! Die derzeitigen zentralen Fortbildungsangebote sind auf Effektivität zu prüfen. Aus Sicht mancher Pfarrerrinnen und Pfarrern sind halbe Stellen in größeren Gemeinden kaum abgrenzbar, sie widersprechen der Berufung ins Amt – also Stellen zusammenfassen und eine zügige Besetzung der offenen Pfarrstellen. Dabei ist der Gender-Aspekt in beiderlei Hinsicht zu beachten. Eine Mitsprache der Gemeinden bei der Besetzung von Diakonenstellen ist überfällig. Desgleichen noch mehr Umwandlung von Projektstellen in dauerhafte Stellen.

Der Finanzausgleich bringt für manche eine weitere Haushaltskürzung. Problematisch sei es, wenn dabei allein die Mitgliederzahl entschiede. Der Entwicklung von Kirche im ländlichen und im städtischen Raum ist gleichgewichtig Rechnung zu tragen. Gemeinden in ländlichen Regionen brauchen Aufmerksamkeit und Unterstützung, auch für ihre Pfarrhäuser. Andererseits bieten Großstadtgemeinden als spirituelle Kompetenzzentren mit hoher Reichweite Orientierung für unterschiedlichste Menschen. Eine zusätzliche Finanzierung für zentrale Stadtkirchen sei also ebenfalls nötig.

C 3 Aufgabenverteilung von Gemeinden, Diensten, Einrichtungen

Bei diesem Thema gehen – wie angesichts der kirchlichen Strukturen und eingedenk der mit jeder Kürzungsdebatte verbundenen Ängste zu erwarten – die Meinungen stark auseinander. Einerseits hinterfragen einige Voten aus Gemeindeperspektive die Notwendigkeit verschiedener Arbeitsbereiche und die damit verbundenen Kosten. Dagegen wird von den Diensten und Einrichtungen (ÜPD) der Wert der Angebote betont. Viele Antworten befassen sich mit dem Verhältnis der beiden Strukturen und suchen weitergehende Antworten.

Die Antworten der verschiedenen Rückmeldungen sollen hier möglichst im Originalton zu Wort kommen, um einen Eindruck der indirekten Diskussion zu vermitteln, die geführt wird.

Die Aufgabenverteilung ist prinzipiell gut und Gewinn bringend

„Im Blick auf die Wirkung kirchlicher Kommunikation nach innen und nach außen (Wahrnehmung des missionarischen und diakonischen Auftrags der Kirche) sind auch die Kirchengemeinden auf die Zuarbeit solcher Dienste und Einrichtungen angewiesen, die sich fachlich intensiv mit speziellen Fragestellungen befassen. Denn vor Ort müssen die Vertreter der Kirche auch für Gestaltungsoptionen eintreten, die von allgemeiner gesellschaftlicher Relevanz sind und die vor Ort nicht intensiv vorbereitet werden können.“ - „Wir denken und gestalten Kirche nicht in Institutionen und Strukturen, sondern mit Menschen, für die wir dann Institutionen und Strukturen entwickeln. Die Diskussion - hier Gemeinde, dort transparochiale Einrichtungen, hier Gottesdienst, dort Diakonie, hier Gebet, dort Bildung - ist ausgelutscht. Fragt nicht danach, was wir haben, sondern was die anderen brauchen. Und danach richten wir gemeinsam unsere Strukturen aus.“ - „Ziel muss sein, eine große christliche Dienstgemeinschaft zu werden, in der wir uns nicht mit gegenseitigen Forderungen überhäufen, sondern entlasten und uns ergänzen.“ - „Wir weisen mit Nachdruck auf die Eigenwertigkeit der Arbeit in den Diensten und Einrichtungen hin. Und wünschen uns weniger einseitige Wahrnehmung. Wir möchten gerne zur wechselseitigen Unterstützung der jeweiligen Arbeit und Angebote beitragen. Wir sehen uns bestätigt in der gegenseitigen Wahrnehmung, Wertschätzung und Kooperation zwischen Diakonie und Kirche.“ - „Beide Arbeitsformen sind wichtig und erfordern ein ausgewogenes Finanz- und Personalbudget.“

Schließungen hier wie Personalkürzungen dort werden als falsch empfunden. Vielmehr sollten Angebote und Mitarbeiterzahlen den Verhältnissen vor Ort angepasst werden. Eine wichtige Funktion der ÜPD liegt – so die Sicht der Gemeinden, nur zum Teil die der Einrichtungen – in der Entlastung, Unterstützung und Ergänzung der Arbeit der Gemeinden. Viele Sonderdienste und Zielgruppenangebote wären dort nicht leistbar. Das sehen die Dienste und Einrichtungen genauso: sie erreichen viele Kirchenferne. Kirchliche Akzeptanz sichern z.B. die Einrichtungen des „Flaggschiffs“ Erwachsenenbildung. Kriterium für die Dienste ist, dass Menschen im Geist des Evangeliums zusammenkommen (Gemeinden) bzw. was der Nähe zum Menschen dient (ÜPD), wobei Gemeinde auf Zeit entsteht. Gerade die Seelsorge darf nicht weiter gekürzt werden. Man ergänzt sich ja gut: Während in der Gemeinde die Distanz oft zu gering ist, gibt es hier niederschwellige Möglichkeiten.

Die Aufgabenverteilung ist vielfach problematisch und muss überdacht werden

„Die Aufgabenverteilung kann nicht stimmen, weil ein gemeinsamer Zielfindungsprozess zwischen parochialen und überparochialen Diensten in der Regel nicht stattfindet.“ - „Das parochiale Selbstverständnis der Kirchengemeinden behindert und verhindert den lebendigen Austausch und eine projektbezogene (zeitlich befristete) Organisation von zentralen und dezentralen Angeboten.“ - Das Kirchenbild scheint den gegenwärtigen Herausforderungen nicht gewachsen: „Neben der derzeitigen parochialen Organisation müssen sich andere Organisationsformen von Kirche entwickeln können.“ - „Das Verhältnis von parochialen zu überparochialen Orten der Kirche bleibt notwendigerweise ein Spannungsverhältnis, da es sich um zwei sich gegenseitig ausschließende Strukturmodelle handelt.“ Es müsse deutlich werden, dass das beschriebene Spannungsverhältnis kein Konkurrenz-, sondern ein Komplementärverhältnis ist.

Die überkommene bzw. überlebte Dauerkonkurrenz könnte durch die Idee der „kirchlichen Orte“ überwunden werden. Es besteht ja der Wunsch nach Vernetzung, Verzahnung und Zusammenarbeit sowie nach verbesserter Kommunikation – auch durch mehr Präsenz der ÜPD

vor Ort. Momentan bestehe ein unkoordiniertes Nebeneinander, obwohl „es eine große Schnittmenge in der Arbeit von Kirchengemeinden, Diensten und Werken“ gibt. Koordinationstreffen könnten dabei helfen, Synergien würden entlasten. Die Vielfalt der Landeskirche sollte als Bereicherung wahrgenommen werden. Kritisiert werden übergemeindliche Referenten und fragwürdige Sonderpfarrstellen, von denen Gemeinden wenig profitieren. „Die Grenze der übergemeindlichen Dienste liegt wohl hauptsächlich in der Diaspora: Die zu großen Entfernungen führen das Angebot von Diakonie und Bildungswerken o.ä. nahezu ad absurdum, so dass die Ortsgemeinden Dinge doch wieder selbst bzw. im Zusammenwirken mit ortsansässigen Einrichtungen angehen müssen.“ Soll man Funktionsstellen auslagern oder an Gemeinden binden? Dienstleistungen der ÜPD könnten dort direkt bestellt und bezahlt werden. Das scheinbare bzw. erkennbare Desinteresse von Gemeinden an der Arbeit von Diensten und Einrichtungen wird festgemacht an der Nichtweitergabe von Informationen im „Nadelöhr“ Pfarramt. Fächer dort, um die Informationen an Ehrenamtliche weiterzugeben sind ein bekannter Vorschlag.

C 4 Gemeindeformen

„Was ist Gemeinde?“ – Vielfalt mit einem Zentrum

Es gibt verschiedene Formen von Gemeinde: Arbeitswelt (afa), Blinde, Funktionsgemeinden (Studenten, Militär), gemäß Confessio Augustana VII, Jugendgemeinden, Kurgäste, Menschen in besonderen Lebenslagen, bei Notfallseelsorge, Obdachlosenseelsorge, an Orten für Frauen (oder Männer), in Personalgemeinden, bei der Seelsorge in Institutionen (Altenheim, Gefängnis, Krankenhaus), unter Senioren, bei Gehörlosen, die Umweltgemeinde, im AfG (Lektoren- und Prädikantenausbildung), bei offenen Adventsfeiern, im Besuchsdienst, beim Bildungswerk, in der Jugend- und Sportarbeit des CVJM, bei Kindern und der Jugend, in der Chorarbeit, bei der Kirchenmusik, virtuelle Gemeinden, bei Geselligkeitsformen, beim Gottesdienst im Grünen, in der Eltern-Kind-Gruppe, im Kindergarten, in Seniorenkreisen ... Gemeinde kann entsprechend weit sein oder begrenzt auf Zeit, Anlässe, Themen, Schwerpunkte und in Regionen.

„Gemeinde ist nicht nur lokal feststellbar, sondern immer auch durch das Zusammenkommen von Menschen über die Gemeindegrenzen hinweg bestimmt.“ Vielfalt und Individualität werden als Chance gesehen, „anderen Gemeindeformen einen Ort in unserer Kirche zu geben“. Das Miteinander – oder Nebeneinander? – der Formen gilt dann als Bereicherung. Nötig ist gegenseitige Wahrnehmung, wertschätzende Achtsamkeit, Öffnung und Respekt. „Die Mitte jeglicher Gemeindeformen muss Jesus Christus sein, allein dadurch erhalten sie ihre Berechtigung.“

Das Verhältnis zwischen Kirchengemeinde und anderen Formen klären und nutzen

Andere Angebote stellen eine Ergänzung dar und sind nicht Konkurrenz oder Ersatz. „Eine alte Einsicht der Kommunikationswissenschaften lautet, dass unterschiedliche Adressaten unterschiedlicher Ansprechformen bedürfen. Auf der anderen Seite jedoch stellt eine lokal definierte Gemeindeform auch einen Verlässlichkeitsfaktor dar, der in seinem Wert für die Orientierung des bzw. der Einzelnen nicht unterschätzt werden darf. Insofern erscheint es sinnvoll, beide Modelle parallel zu erhalten.“

„Andere Arbeitsformen und Angebote sind erforderlich, um Menschen außerhalb oder am Rande der Kirche zu erreichen“ – vor allem für kirchlich Distanzierte wird dabei an nie-

derschwellige Angebote gedacht: Bei den Besuchern können keine Vorkenntnisse vorausgesetzt werden, weil die Zahl der Menschen ohne christliche Biographie bzw. Sozialisation wächst. Trotzdem darf Kirche nicht auf grundsätzliche Glaubensaussagen verzichten. Die Einladungsweise muss sich ändern, von der Komm- zur Geh-Struktur, vom Nebeneinander der Angebote zu Netzwerken zwischen Gemeinden, Gruppen und Gremien. Der Aufbau und die Pflege von Gemeindestrukturen muss langfristig und nachhaltig angegangen werden.

Die Ortsgemeinde muss sich weiterentwickeln

„Ortsgemeinden erreichen, jedenfalls im Sonntagsgottesdienst, erbärmlich wenige Menschen – die Freikirchen beschämen uns da oft.“ Die Parochie ist nicht die einzige legitime Form von Gemeinde. Und „für viele ‚einfache‘ Menschen ist ihre Ortsgemeinde ein fremdes Milieu, das sie scheuen“. Auch „die Ergebnisse der letzten Kirchenmitgliedschaftsstudie zeigen, dass Ortsgemeinden zwei der fünf identifizierten Lebensstilgruppen erreichen, die sich auch dadurch auszeichnen, dass sie weniger mobil sind“. Gibt die Kirche die anderen Milieus auf, wenn sie allein auf der Form der Ortsgemeinde beharrt? Wird sie quasi zum „Club“, zum „Verein“? Auf dem Land anders als in der Stadt? Ist dagegen nicht „ein gemeinsames Kirchenbewusstsein zu entwickeln“?

Insgesamt gilt: „Die Angebote vorfindlicher Ortsgemeinden entsprechen oft nicht den Lebenslagen und Bedürfnissen von Familien, Kindern, (und) Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Traditionelle Gemeindeformen scheinen überfordert, die erhebliche Spannung zwischen kontinuierlichen Gemeinschaftsformen und punktuellen Angeboten (Eventkultur) und der Orientierung vieler Menschen hin zu Funktions- und Gruppengemeinden durchzuhalten ... Voraussetzung ist eine Haltung in den Gemeinden und in der Kirche, die sich öffnet für die Perspektiven von Kindern und Jugendlichen, indem sie sie ‚auf gleicher Augenhöhe‘ wahrnimmt.“ Das muss sich im Gottesdienst bewähren. Hier sind neue und attraktive Formen nötig. Er sollte maßgeschneidert sein und zugleich das Zentrum der Gemeinde. Nötig ist eine Reform mit „Fingerspitzengefühl“. „Die ‚Evangelischen‘ müssen sich der mystischen Dimension von Kirche bewusster werden und sich auf sie einlassen. So gilt es an unterbelichteten Anteilen in der ‚martyria‘ (Zeugnis und Orientierung) und der ‚leiturgia‘ (Gottese Erfahrung und Selbstbesinnung) weiter zu arbeiten.“ Neue Gemeindeformen seien wegen des spirituellen Hungers der Menschen nötig. Dass im Übrigen die veränderte Finanzsituation bei manchem Änderungsvorschlag eine Rolle spielt, sollte nicht verschwiegen werden.

Es gibt Vorbehalte gegenüber anderen Gemeindeformen

Welche Rechtsform haben Nicht-Ortsgemeinden? Engagierten Gruppen sollte der Gemeindestatus eröffnet werden, so eine Forderung aus den Rückmeldungen, die zugleich die bestehenden „juristischen Hürden“ hinsichtlich alternativer Modelle des Einsatzes von Hauptamtlichen beklagt. Dann wären auch ganz neue Kirchenmodelle zu denken, in personalen bzw. funktionalen Strukturen. Es gibt organisierte Gruppen, die sich womöglich gerne in landeskirchlichen Strukturen situieren ...

Andere Gemeindeformen stoßen aber auch grundsätzlich auf Ablehnung und werden vielfach als unnötig angesehen: „Die Versuchung, die Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft oikodomisch (d.h. hier: in verschiedenen Modellen von Kirche, d. Verf.) nachzudifferenzieren, ist eine Bedrohung für die Existenz kleiner und intakter fränkischer Landgemeinden.“ Hintergrund dafür sind Aussagen wie „Kirche ist Ortsgemeinde oder sie ist nicht mehr“ und „Das ‚tägliche

Brot', von dem Volkskirche lebt, ist das Dranbleiben an den Menschen vor Ort. So dürfen diese Initiativen, so sehr sie als ‚Zuckerl‘ auch zu einer bunten Kirche beitragen mögen, das finanzielle Gleichgewicht unserer Kirche nicht aus dem Lot bringen, dass flächendeckende Präsenz gefährdet würde.“ So steht neben der Angst vor Bedeutungsverlust der Gemeinde die Gefahr der Isolation besonderer Gemeindeformen. Es gilt, die flächendeckende Volkskirche zu erhalten und zu pflegen. Einer Stimme zufolge sind neue Formen nicht unbedingt nötig, die Ortsgemeinde sollte sich aber auf bestimmte Personenkreise einlassen und versuchen Ihnen Raum zum Entfalten zu geben. Ob die Kirchengemeinden dies leisten können (und wollen), ist aber wiederum nicht unbestritten.

C 5 Spielräume vor Ort

Die Spielräume vor Ort haben sich erweitert

Die vorhandenen Spielräume werden (mit wenigen Ausnahmen) weitgehend positiv gesehen und als ausreichend betrachtet. Zugleich sind es selbstgewählte Spielräume – gesetzliche Regelungen sind offensichtlich vielfach nicht bekannt oder spielen in der Praxis keine Rolle. Die Dekanatsbezirksordnung (DBO) und die Kirchengemeindeordnung (KGO) stellen einen guten Rahmen dar. Es muss nur die Möglichkeit geben, dass einzelne Gemeinden und Dekanatsbezirke die Vorgaben kreativ auf ihre Situation anpassen können. Die Landeskirche sollte hier für Anregungen und Abänderungen offen sein.

Zu viel Bürokratie steht notwendiger und sinnvoller Eigenverantwortung vor Ort im Weg Verwaltung wird eher im Aufbau statt im Abbau und als zu viel Bürokratie (vgl. C 2) erlebt. „Verwaltung hat dienende, helfende, unterstützende Funktion und darf keine Mehrarbeit erzeugen.“ Sie muss Pfarrern und Pfarrerinnen von Arbeit freistellen, damit Zeit für die Gemeinde bleibt. Eine Entlastung von Verwaltungsaufgaben ist auch für den Kirchenvorstand als geistlicher Gemeindeleitung wünschenswert. Der Dienstweg ist oft schwerfällig, kompliziert und unklar (gesteigert im Baubereich). Dazu treten Beispiele für unnützen Verwaltungsaufwand (Entlohnung für geringfügige Tätigkeiten). Der Kirchenvorstand fühlte sich in seiner Verantwortung für den Umgang mit Ressourcen (Personal, Immobilien, Finanzen) gestärkt, wenn z.B. kurze und flache Entscheidungswege vorhanden wären. Gefordert und gewünscht wird die stärkere Eigenverantwortung vor Ort; der dortige Sachverstand sollte genutzt werden. Wo vor Ort Spielräume geschaffen werden, müssten aber auch die Mittel bereitgestellt werden.

Überlegungen für die mittlere Ebene

Die Erweiterung der Spielräume durch Stärkung der mittleren Ebene bedeutet Mehrarbeit, die nicht immer einfach aufgefangen werden kann. Aber die Stärkung der mittleren Ebene wird auch sehr begrüßt: Die Landesstellenplanung hat die Spielräume erweitert, nun soll dies nicht wieder in Frage gestellt werden. Vor allem finanzielle Spielräume (Ergänzungszuweisung) erscheinen sinnvoll (allerdings konkret nur in Form des Mindestsatzes von 5 %). Die Doppelstruktur Gesamtkirchenverwaltung (GKV) und Dekanat wird als problematisch empfunden, Gesamtkirchengemeinde und Verwaltungsstelle sollten zur Dekanatskirchenverwaltung verschmelzen. Dekanatsgrenzen sollten an politische Grenzen angepasst werden. Große Dekanate könnten geteilt, kleine zusammengelegt werden. Vorgeschlagen wird ein Dekanatskirchenvorstand, der statt des Dekanatsausschusses (als Geheimgremium erlebt) zu mehr Transparenz

beitragen kann. Regelmäßige Dekanatsversammlungen können den Gremien Arbeitsanregungen geben. Dekanatsentwicklung ist mehr als das Verteilen von Ressourcen oder das Verwalten des Mangels, Regionalisierung ist eine Chance zur „Kirche vor Ort“ in der Region.

Kann die Stärkung der mittleren Ebene den von vielen verbal abgelehnten Trend zum betriebswirtschaftlichen Management gegenüber einer geistlichen Leitung noch verstärken? Unsaubere theologische Begründungen und ungenügendes „Controlling“ seitens der Leitungsebenen in Dekanatsbezirken und Kirchenkreisen sind besonders schädlich: So können z.B. unklare Regelungen und Kompetenzbeschreibungen bei Schulbeauftragten zu Irritationen im Arbeitsfeld Religionsunterricht führen.

Überlegungen für Kirchengemeinden

Was gegenwärtig „Immobilienmanagement“ genannt wird, wurde vor Ort „immer schon gemacht“ – so die Gemeinden. Sie sehen sich durch anstehende Pfarrhausrenovierungen sehr belastet. Nur gibt es im ländlichen Bereich für kirchliche Immobilien oft keinen Markt. Wo zu große Gemeinden geteilt werden, könnte in geeigneten Fällen über eine Simultannutzung von Räumlichkeiten nachgedacht werden. Großstädte benötigen ein „Informationszentrum am zentralen Ort mit Informationsschriften und persönlicher Ansprechperson zur Beratung, was, wo und wie Kirche ist“ (z.B. mit Eintrittsstelle). „Dieser Dienst wäre auch für Gäste und Touristen gut nutzbar“. Es geht auch hier darum, „vorhandene Strukturen weiterzuentwickeln. Entwicklungen in katholischen Kirche, in der über kurz oder lang Großparochien entstehen, bei denen Gemeindeglieder heimat- und ortlos werden können, sollten zu denken geben.“ Ein anderes Votum empfiehlt hingegen, bei der Strukturreform die Erfahrungen und Modelle der katholischen Kirche zu berücksichtigen. Beides steht hier nebeneinander.

Für die Kirchenvorstände sind die beschließenden Ausschüsse eine echte Arbeitserleichterung – ein konträres Votum sieht diese Ausschüsse allerdings eher als Quelle der Missstände. Es ist darauf zu achten, dass der Kirchenvorstand nicht zum Kenntnisnahmegremium wird. Er sollte seinen Vorsitzenden immer wählen. Dass ein Inhaber der 1. Pfarrstelle automatisch den Vorsitz hat, sei Beleg einer „alten“ bzw. veralteten Denkweise. Die Laufzeit der Kirchenvorstandsperioden ist mit 6 Jahren zu lang; jüngere Menschen können sich nicht so lange verpflichten, was zu hoher Fluktuation führt. Das Gremium sollte zudem für alle theologisch-pädagogischen Berufsgruppen geöffnet werden.

C 6 Kooperation vor Ort

Aus der Kombination von hier zu berücksichtigenden Personen, Ebenen und Feldern ergibt sich eine Vielzahl von Möglichkeiten für Kooperationen. Kooperationsebenen sind Kirchengemeinde(n), Kommune(n), Region, Dekanatsbezirk, Regierungsbezirk, Handlungsfelder und Umland. Kooperationspartner sind Ehren- und Hauptamtliche.

Kooperation, Vernetzung und Zusammenarbeit: sehr wichtig und gut

Als Kooperationspartner grundsätzlich in Frage kommen kirchliche, soziale und nichtkirchliche Einrichtungen. Von großer Bedeutung ist auch die Zusammenarbeit mit katholischen Nachbargemeinden, insbesondere auf dem Land und in der Diaspora. Kooperationspartner sind Gruppen, Arbeitsgruppen, CVJM (Jugendarbeit), Diakonische Werke, Dachverbände, Evangelische Landjugend (ELJ), Familienbildungsstätten, Freikirchen, Gemeindeintegrationszentrum,

Kirchenvorstände, die Klinikseelsorge, Organisationen auf sozialer und politischer Ebene, Schulen, Sozialstationen, Umwelt- und Wohlfahrtsverbände. Für Gemeinden interessant sein können Kooperationen von Kirchenvorständen, gegenseitige Einladungen zu Veranstaltungen, gemeinsame Veranstaltungen und Kreise. Vorzüge und Fähigkeiten von Mitarbeitenden können so gemeindeübergreifend eingebracht werden.

Als Kooperationsbereiche wurden benannt: Arbeitsgruppen, der Austausch von Ideen und gelungenen Projekten, Besuche und Besuchsdienst, Bibelwochen, Bildungsarbeit, Familienarbeit, Freiluftgottesdienste, Fortbildung, Gemeindebrief, Glaubenskurse für Erwachsene, Gruppenarbeit, Kinder- und Jugendarbeit, Hauskreise, Jugendgottesdienst, Kanzeltausch, Kirchenmusik (Kirchen- und Posaunenchor), Konfirmanden-Arbeit (Camps) und -Unterricht, Ausbildung von Lektoren und Prädikanten, Mission, Modellprojekte, Passionsandachten, Predigttausch, Seelsorge (Altenheim, Klinik, Hospiz), Seniorenarbeit, Sondergottesdienste (z.B. im Grünen), Umweltarbeit, Urlaubs- und Vakanzvertretungen, Vorträge, Weltgebetstag, Zielgruppenarbeit. Bedeutsam ist auch die Integration von Einrichtungen (z.B. Heime) in die jeweiligen Kirchengemeinden. Vorstellbar sind schließlich Verwaltungsgemeinschaften in Gemeindeverbänden und Verwaltungsstellen.

Besonders segensreich wirken sich dauerhafte Kooperationen aus, die Selbstläufer werden. Sie fungieren als Kristallisationspunkte, um die herum sich weitere Aktivitäten ansiedeln. Denn es ist noch immer so: Eine längere und gelingende Zusammenarbeit schafft Vertrauen und führt zu einem selbstverständlichen Miteinander. Angesichts der Personalknappheit sind Kooperationen unverzichtbar. Zunächst mit Mehrarbeit verbunden, ergibt sich eine Entlastung und Ergänzung des Angebots. Im Lauf der Zeit wird dann deutlich, wie die Perspektive sich erweitert. Vielfalt macht reicher.

Regionales Denken wird immer wichtiger

Auf Dekanatebene bieten sich zentrale Veranstaltungen an, die den Zusammenhalt der Region stärken, sowie mobile Veranstaltungen, die von Gemeinde zu Gemeinde wechseln. So hat etwa die Jugendarbeit auf Dekanatebene durch größere Peer-Groups größere Möglichkeiten. Eine auf Handlungsfelder bezogene Arbeit ermögliche Vernetzung, die Arbeitsweise könne auf die Dekanatebene transponiert werden.

Aber oft wird Kooperation verweigert, abgeblockt und nicht als nötig erachtet

Das Bewusstsein der eigenen Zuständigkeit ist oft äußerst kleinräumig. Man schaut nicht über den Tellerrand, betreibt „Eigenbrötelei“. Oft gibt es wenig gewachsenen Kontakt. Stattdessen betont man die Stärke und Bedeutung der Ortsgemeinde, das Heimatgefühl sei wichtig. Vertikal besteht eine „Kultur des Misstrauens“. Die Notwendigkeit der Kooperation wird – so öfter bei Ehrenamtlichen – nur für die Hauptamtlichen gesehen. Die Rückmeldungen lassen Ängste vor der Abwanderung von Mitgliedern und Mitarbeitenden erkennen. Entsprechend wäre ein Zwang zur Kooperation unangemessen, „Zusammenmüssen“ statt Zusammenwachsen wird abgelehnt. Nicht jedes erfolgreiche Angebot anderswo lässt sich übertragen. Und schließlich ist auch diese Botschaft zu hören: Vakanzen gefährden Kooperationen.

Auf die Rahmenbedingungen der Kooperation gilt es zu achten

Finanzielle Notlagen von Gemeinden sind auch durch Kooperation nicht lösbar. Das Einsparpotential von Kooperationen ist eher gering, ein Gewinn wird hier nicht erwirtschaftet. Schließ-

lich kostet Zusammenarbeit zunächst zusätzliche Zeit und Energie. In der Diaspora sind für Kooperationen zwischen Gemeinden weite Entfernungen zurückzulegen. Mobilität stellt insbesondere für die älteren Menschen ein Problem dar. Überregionale Angebote werden oft schlechter angenommen. Zur Ermöglichung von Kooperationen sind Umdenken, Organisation, Training und vertraute Ansprechpartner nötig.

Konkreter: In der Öffentlichkeitsarbeit müssen alle Informationen weitergegeben werden, es darf nicht nur auf eigene Veranstaltungen hingewiesen werden. E-Mail-Verteiler sind hilfreich. Die Beachtung der zentralen Gesetze von Kooperation ist notwendig. Zu bedenken sind deshalb Eignungen und Neigungen der Beteiligten und möglichst objektive Anforderungen.

Die kooperative Einstellung von Personal, z.B. eines Diakons, setzt eine ähnliche Sozialstruktur der Kooperationspartner und deren Flexibilität voraus. Auch halbe Pfarrstellen fordern die Inhaber und ihre Gemeinden. Bei dekanatsübergreifenden Stellen muss die Frage des Vorgesetzten geklärt werden. Kooperationen über den Dekanatsbezirk hinaus sind komplex. Die Zuschnitte von Kirchengemeinden wie von Dekanatsbezirken sind nicht immer zeitgemäß. Sie haben manchmal nur noch eine lange Tradition für sich. Auf Dauer wird hier eine „kirchliche Flurbereinigung“ notwendig sein.

C 7 Ehrenamt - und die Hauptamtlichen

Die Frage nach der Zusammenarbeit von Ehren- und Hauptamtlichen tritt in den Antworten häufig in den Kontext mit der Frage nach begrenzten Ressourcen (vgl. C 8). Manchmal erst dann werden Ehrenamtliche als Ressource entdeckt. Gleichzeitig steht die Gefahr im Raum, sie als „Lückenbüßer“ oder „Mittel zum Zweck“ zu sehen. Ihrer Belastbarkeit sind Grenzen gesetzt, Überforderung droht. In den Antworten spiegelt sich die aktuelle Diskussion um „das neue Ehrenamt“ bzw. um „bürgerschaftliches Engagement“ wider. Das Thema ist ein Dauerbrenner.

Priestertum aller Getauften als Grundlage

Der Dienst der Ehrenamtlichen wie der Hauptamtlichen ist theologisch im „Priestertum aller Getauften“ und der Rede vom einen „Leib mit vielen Gliedern“ begründet. Andererseits stößt er an eine Grenze durch Aufgaben und Strukturen, die an Hauptamtlichkeit gebunden sind: Ehrenamtliche können (oder sollen) Hauptamtliche nicht ersetzen, „Basisaufgaben“ würden hauptamtlich gesichert. So stellt sich die „Frage, ob die ELKB wirklich auf dem Weg zu einer Kirche von Ehrenamtlichen ist, oder ob sie nicht doch immer noch eine Kirche der Hauptamtlichen und Ordinierten ist“.

Im Fokus stehen die Aufgaben und Rahmenbedingungen der Mitarbeit von Ehrenamtlichen: Aufgaben sollen genau definiert werden, exakte Absprachen in Dienstbesprechungen und Transparenz sind nötig. Es gilt, die „Fähigkeiten“, „Charismen“ und „Gaben“ im Sinne „treuer Haushalterschaft“ richtig einzusetzen, zu entwickeln und zu fördern. Schlagworte sind „Selbstständigkeit“, „Delegation“, „Eigenverantwortung“, „Leitungskompetenz“ und „Einbindung in Entscheidungsprozesse“. Zu Dauer und Umfang der Mitarbeit: Die Hauptamtlichen sollen auch kurzfristige Bindungen ermöglichen und „ein Nein akzeptieren“. Deshalb braucht es auch Anreize für projektorientiertes und punktuell Engagement und niederschwellige Beteiligung. Daraus kann durchaus ein langfristiges und verantwortungsvolles Engagement entstehen, z.B. die Mitarbeit im Kirchenvorstand oder in einzelnen Handlungsfeldern wie der Seelsorge durch den Besuchsdienst und im Altenheim.

Die Zusammenarbeit

Sie ist „partnerschaftlich“, „kooperativ“, „auf Augenhöhe“. Gegenseitiges „Vertrauen“ bildet die Grundlage. Konsequenterweise sollen Ehren- und Hauptamtliche „gleichberechtigt und eigenberechtigt“ sein, jedenfalls sind die Ehrenamtlichen keine „Bittsteller“, sie vertragen „weder Bevormundung noch Geringschätzung“. So gilt es, eine „Kultur des Ermöglichens und des Miteinanders“ zu entwickeln, offene „Kommunikation“ und guten „Informationsfluss“ zu betreiben, z.B. durch den Zugang zum Intranet für die Ehrenamtlichen. Und selbstverständlich sind – wie bei Hauptamtlichen – „Anerkennung“, „Wahrnehmung“, „Wertschätzung“ und „Würdigung“ wichtig. Ausbildung, Fortbildung und Supervision sind entscheidend für die Stärkung der Mitarbeitenden (Prinzip: ‚train the trainer‘). Die Kosten dafür müssen übernommen werden. Die Durchführung eines „Mitarbeitendenjahresgesprächs“ wird empfohlen. Dies hat dann auch Auswirkungen auf das Berufsprofil der Hauptamtlichen: Sie sind „Begleiter“, „Dienstleister für Ehrenamtliche“ und „Multiplikatoren für und gegenüber den Ehrenamtlichen“. Sie leisten die „geistliche Unterstützung“ der Mitarbeitenden. All dies muss in der Ausbildung (jetzt von Pfarrerinnen und Pfarrern) berücksichtigt werden.

Das „Ehrenamtsgesetz“ wird mehrfach genannt, seine konsequente Umsetzung wird gefordert. Ein zentraler Punkt sind dabei die Finanzen. Aufwandsentschädigungen sollen bezahlt werden, allerdings führt das zu Problemen der Gemeinden, denen die „finanzielle Unterfütterung“ fehlt. Eine Bezahlung läuft möglicherweise konträr zum Selbstverständnis von Ehrenamtlichen, gerade in der Kirche. Es wird der Kontakt zu einer „Freiwilligenagentur“ und der Aufbau einer „Jobbörse“ empfohlen. In jedem Fall sind die Ehrenamtlichen „das Salz in der Suppe“.

C 8 Weniger Personal – Auswirkungen

Die Belastungsgrenze ist erreicht – ausweglos in die Negativspirale?

Was passiert, wenn es immer weniger Personal gibt? Die Angebotsvielfalt wird eingeschränkt, Gemeindegliederarbeit und Arbeitsfelder werden beschränkt. „Kirche ist ein Dienstleistungsbetrieb: weniger Service, mehr Austritte!“ – „Viele Menschen fragen sich schon jetzt, warum sie noch zahlendes Mitglied einer Kirche bleiben sollen, wenn der gewünschte ‚Service‘ – vielleicht qualitativ noch besser – bei einem ‚freien‘ Prediger fallweise“ gebucht werden könnte. In der Folge geht die Präsenz von Kirche zurück. Bindungen, Traditionen und Vertrauen gehen verloren. „Kirche wird unglaubwürdig, sobald sie ihre Botschaft nicht lebt. Wenn Kirche am Menschen spart, indem durch Personalmangel nicht genügend Zeit für Gemeindeglieder bleibt, dann sägt sie am Ast, auf dem sie sitzt.“

Viele Arbeitsbereiche bringen hier eigene Erfahrungen ein. Große Probleme werden aus der Jugendarbeit berichtet, die sich negativ auf die Integration der Jugend in die Gemeinde auswirken. Es bleibt kaum Raum und Kapazität für Initiativen. Unter Umständen gerät ein ganzer Arbeitsbereich bzw. eine ganze Kirchengemeinde in eine Negativspirale. In der Frauenarbeit wie in der Erwachsenenbildung stehen teilweise die gesamte Arbeit auf dem Spiel, jedes Jahr muss aufs Neue gebangt werden, ob das Gute fortgeführt werden kann. Es wird von sinkendem Gottesdienstbesuch berichtet und von einer mangels Pfarrer ausgefallenen Osternacht. Im Kindergarten wird die Betreuung schlechter, sodass über eine verpflichtende Mitarbeit von Eltern an einzelnen Tagen nachgedacht werden musste. Die zeit- und personalintensive Seel-

sorge leidet. Zwischenmenschliche Anteilnahme, z.B. in Altenheimen, Gefängnissen und Krankenhäusern lässt sich nicht auf getaktete Portionen reduzieren. Weitere Bereiche sind Kirchenmusik, Besuchsdienst etc. Für große Flächendekanate ist die Situation ungünstig, anstehende Reduktionen werden als schwerwiegend erlebt. Mit der Ausdünnung verbunden ist das Gefühl des „Verlassenwerdens“, nicht nur in Gegenden mit hoher Arbeitslosigkeit und bedrückenden Zukunftsaussichten. Die Belastungsgrenze der Mitarbeiter und das Limit an Personal sind erreicht. Mitarbeiter baden Kürzungen aus, werden verheißt. „Die solln uns unsern Pfarrer lassen, mehr wolln mir doch net!“, so ein Kirchenvorstand im ländlichen Raum. Diese Erfahrung verbindet Gemeinden und Einrichtungen: Qualitätssicherung in der Erwachsenenbildung „ist ein Rüttelsieb, durch das aufgrund von Mehrkosten und Mehrarbeit kleine Bildungswerke in ländlichen Regionen fallen“ könnten.

Es scheint keinen Bereich zu geben, der in den Chor der Stimmen nicht mit einstimmt. Gerade für halbe Pfarrstellen sind es zu viele Aufgaben. Offen wird die Revision der Stellenplanung für Innenstadtkirchen gefordert. Bestimmt die Wahrnehmung die Wirklichkeit oder umgekehrt? Mehr Unterricht muss vertreten werden. Vakanzen stellen eine Bedrohung für die Gemeindestruktur dar, der Schaden potenziert sich mit der Dauer. Entlassungen sollten von Kirche als Solidargemeinschaft und Vorbild aufgefangen werden. Kirche hat eine Fürsorgepflicht, sie sollte sich nicht globalisierte Unternehmen zum Vorbild nehmen.

Es müsste antizyklisch in Personal investiert und gerechter verteilt werden ...

Wie kann man „die Präsenz der Kirche an möglichst vielen unterschiedlichen Orten sichern, um sie wieder verlässlich und attraktiv zu machen?“ Informationen über Finanzmittel müssen rechtzeitig gegeben werden. „Wir wollen die vorhandenen, aber begrenzten Ressourcen von Personal und Geld gerecht verteilen und die gemeindlichen und übergemeindlichen Strukturen im Dekanatsbezirk den demographischen Veränderungen anpassen.“ Das heißt: „Mut zur Lücke“. Für etwas gutes Neues braucht es Mut, auch mal etwas abzuschaffen, angefangen bei schlecht frequentierten Angeboten und Doppelstrukturen. Eine Entwicklungspolitik nur nach Kassenlage wäre problematisch. Es sollte in Mitarbeitende investiert werden statt in Gebäude. Schließlich erfordern manche Probleme einen Ausbau der Arbeit.

Eine Setzung von Priorität und Posteriorität, von Vorrang und Nachrangigkeit ist nötig. Für die Leitungstätigkeit und für die Begleitung der Mitarbeitenden vor Ort ist eine umfassende Ausbildung nötig. Es braucht flächendeckend qualifiziertes Personal. Deshalb darf die Ausbildung nicht zurückgefahren werden – aber das Predigerseminar Bayreuth wurde geschlossen.

Die Herausforderung annehmen und alternative Lösungen finden! Und wie?

Vielfalt ist eine Ressource, weg von „wir müssen sparen“ hin zu „Phantasie entwickeln“. Als Finanzierungsstrategien wurden genannt: Einwerbung von Projektmitteln, Eigenfinanzierung von halben Diakonenstellen, Spendensammlungen, Gründung von Fördervereinen und Stiftungen, Fundraising und Sponsorensuche, Dekanatskollekten für Anliegen einzelner Gemeinden („Gemeinden helfen Gemeinden“), Erinnerungsschreiben zum Kirchgeld, Ein-Euro-Jobs etwa im Kindergarten. Bei der Spendenfreudigkeit sei zwar ein Rückgang zu verzeichnen, insgesamt steige aber die Bereitschaft zu geben, wenn Kontinuität (Hauptamtliche) besteht und Menschen von der Kirche begeistert werden. Und zugleich: „Wir brauchen auch unter den Gemeindegliedern eine Weiterentwicklung des Bewusstseins. Hauptamtliche können nicht alles leisten. Die Tendenz zum Rückzug und Konsum von Veranstaltungen sehe ich.“ Kooperationen

und kommunikative Kompetenz von Hauptamtlichen sind in dieser Lage sehr wichtig. „Wenn uns das schon zugemutet wird, dann in dem Sinne ‚Ich lass dich nicht, du segnest mich denn‘ (Gen 32,27).“ Als Idee dazu: Bei der Verknappung von Personal auf Gemeindeebene muss eine Identifikation auf Regionalebene stattfinden.

Es bestehen weiterhin zwei Aussagerichtungen. Einerseits: „Die Frage der Ämter in der Gemeinde und wer sie ausfüllt bedarf weiterer Diskussion. Lasten müssten auf mehr Schultern als bisher verteilt, manche Dienste aufgewertet und Verwaltung vereinfacht werden.“ Andererseits: Auf Stabsstellen säßen einfach zu viele Mitarbeiter. Und es entstand der Eindruck, dass auch mit „Kirche vor Ort“ nur Beschäftigung für irgendwelche Stellen gesucht wird. „Unsere Kirche sollte eine lebendige Kirche sein und keine verwaltete Glaubensgemeinschaft.“

Das Ehrenamt wird immer wichtiger – incl. Problemanzeige

„Was wir im Moment beobachten, ist der Wunsch, den Prozentsatz an Personalausgaben massiv abzusenken und durch eine Ausweitung der Ordination Kernaufgaben kirchlichen Handelns an kostengünstige, tendenziell schlechter ausgebildete Ehrenamtliche und andere Berufsgruppen zu übertragen.“ Die Reduktion personeller Ressourcen wird vielfach durch großen Einsatz von Ehrenamtlichen aufgefangen, die gezwungenermaßen zusätzliche Aufgaben übernehmen – das wird als falsches Signal gewertet. Es besteht die Gefahr der Arbeitsabwälzung, Überlastung, sinkender Motivation und Frustration. Angesichts fehlender personeller und finanzieller Ressourcen ist die Umsetzung des Ehrenamtsgesetzes erschwert, es wäre bzw. es ist umso wichtiger! Denn die Motivation auch dieser Mitarbeitenden würde zunichte gemacht, wenn sie mit Aufgaben überlastet werden, sich allein gelassen fühlen und ihre Tüchtigkeit als Anlass (!) für fehlende Unterstützung genommen wird. Für eine gute Ausbildung der Ehrenamtlichen muss Geld und Personal bereitstehen. In diesem Bereich muss kurzfristig mehr Geld ausgegeben werden, um langfristig einsparen zu können. „Wichtig ist die Präsenz des Pfarrers als ‚Zugpferd‘ (innerhalb und außerhalb der Gemeinde).“ Manche Aufgaben, z.B. Kasualien und Gottesdienste, sind nicht an Ehrenamtliche delegierbar. „Die Bereitschaft zum Engagement für die Kirchengemeinde setzt voraus, dass sich Menschen von der Wahrheit und der Kraft des Wortes Gottes angerührt wissen. Wie aber sollen künftig Menschen ausreichend von der Botschaft des Wortes Gottes erreicht werden, wenn immer weniger Hauptamtliche für Religionsunterricht, Konfirmandenarbeit, Gottesdienst, Verkündigung und Gemeindegarbeit zur Verfügung stehen?“

Bisher ist das alles halb so schlimm

Nicht überall ist die Problemanzeige das letzte Wort, es werden auch Gegentrends sichtbar. So wird das „Fürther Wunder“ beschrieben, „wie aus weniger mehr werden kann, wie trotz erhöhter Sparsamkeit die Qualität der Arbeit nicht sinkt, sondern steigt.“ Hier wurde die Herausforderung wahrgenommen, eine bisher stärker quantitative Arbeit qualitativ in Frage zu stellen. An vielen anderen Stellen scheint die Situation das nicht (mehr) zuzulassen. Die herrschende Meinung ist: Spätestens 2012 ist das Ende der Fahnenstange bei Personalkürzungen erreicht.

C 9 Impulse für die Ökumene

Die Ökumene stellt eine Hauptaufgabe und eine große Bereicherung dar

Beispiele für die Zusammenarbeit sind: Arbeitskreise, Bibelabende, Frauenkreis, Friedensgebete, Gemeindebrief in jedem Haushalt, Gottesdienste, Kirchenmusik (Chöre), Kinderbibelwoche,

Eltern-Kind-Gruppen, ökumenische Sozialstation, Schulgottesdienste, Weltgebetstag. Der Ausbau der ökumenischen Kooperation wird als Chance gesehen. Betont werden die erlebte Gemeinschaft und der Erfolg von Ökumene an der Basis.

Sehr wichtig sind die persönlichen Begegnungen zwischen den Gemeinden und vor allem auch zwischen den Verantwortlichen (Hauptamtliche, Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte), schließlich hängt die Zusammenarbeit stark von Personen ab. „Mit etlichen Kirchen können bereits aufgrund der bisherigen ökumenischen Dialoge umfängliche Formen der Gottesdienst- und Abendmahlsgemeinschaft praktiziert werden (z.B. mit Anglikanern, Altkatholiken, Methodisten). In der Charta Oecumenica haben wir uns dazu verpflichtet, all das gemeinsam zu tun, was wir nicht getrennt tun müssen.“ Und „auf der Ebene der Gestaltung wichtiger Sachfragen ist Kooperation in vielen Fällen unproblematisch – es sei denn, die Beantwortung der jeweiligen Sachfrage hängt von der Anerkennung dogmatischer Positionen ab“. An der katholischen Präsenz (z.B. im Altenheim) wird auch evangelische Kirche gemessen, zugleich ist der ökumenische Kontext hier besonders sichtbar (gegenseitige Teilnahme am Gottesdienst, Abendmahlsgemeinschaft im Rahmen seelsorgerlicher Notlagen, gemeinsame Fortbildungsangebote). Es ist jeweils der unterschiedliche Kontext zu berücksichtigen (z.B. Stadt/Land). Besonders herausgefordert fühlen sich Diasporagemeinden, die um ihre eigene Identität besorgt sind. „Ökumene vor Ort“ ist auch in der Diaspora in der Regel positiv besetzt. Und „nur gemeinsam sind wir stark“, denn sonst spielt das Christentum in der Gesellschaft kaum noch eine Rolle.

Wünschenswert sind weitere Aktivitäten, Entwicklungen und neue Impulse

„Ökumenisch ist mehr als evangelisch-katholisch und auch mehr als der ökumenische Rat der Kirchen. Es ist das Prinzip der ‚Einheit in Vielfalt‘, der ‚Weite für alle‘, der ‚versöhnten Verschiedenheit‘. So gesehen brauchen wir noch viel, viel mehr Ökumene.“ Ja, „der Dialog und das gegenseitige Kennenlernen ist notwendig. Menschen müssen aufeinander zugehen, neugierig sein.“ Bei dem Begriff „Ökumene“ darf zudem die weltweite Dimension nicht fehlen (vgl. C 12).

„Die Erfahrungen mit den freikirchlichen Gemeinden sind unterschiedlich, teilweise könnte der Konkurrenzgedanke eine Rolle spielen.“ Auch hier sind mehr ökumenische Erkundungen nötig. Von einem Dekanat wird über den schwieriger werdenden Umgang mit sektenartigen Gruppierungen berichtet, die insbesondere bei Spätaussiedlern auf Resonanz stoßen. Im Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche wird teilweise von Stagnation gesprochen. Die fehlende Abendmahlsgemeinschaft wird als trennend erlebt. „Solange es das Fußvolk betrifft geht es gut, auf der oberen Ebene kann derzeit noch nicht so viel erreicht werden.“ Oder auch so: „Die offiziellen Verlautbarungen aus Rom spielen auf Gemeindeebene – Gott sei Dank! – kaum eine Rolle.“

„Familien sind ein gutes Arbeitsfeld für Ökumene, da es immer mehr ‚Mischbeziehungen‘ gibt. Dort lebendige Ökumene braucht weitere Annäherung der Kirchen in grundsätzlichen Fragen.“ In der Familienbildungsarbeit wird die multikulturelle Gesellschaft deutlich, interreligiöse kirchliche und diakonische Initiativen sind hier wichtig. Des Weiteren die Integration von Ausländern in die Gemeinde. „Vielfältige Gesellschaft erfordert ein vielfältiges Angebot.“ – „Immer mehr Menschen kehren der Kirche den Rücken, konfessionelle Unterschiede verlieren an Bedeutung, Gräben verlaufen je länger je mehr nicht mehr zwischen den christlichen Kirchen, sondern zwischen Christen und Nicht-Christen.“ – „Der antikirchliche bzw. kirchenindifferente Wind bläst allen Kirchen immer schärfer ins Gesicht. So liegt wohl die Chance der Ökumene jetzt eher in einer noch stärkeren funktionalen Ausrichtung: Wo können die Kirchen mit ihren je

eigenen Stärken sich gegenseitig ergänzen und helfen, um wirklich für die Menschen da zu sein und Lebensperspektiven zu fördern.“

Impulse sind auf allen Ebenen möglich. Gesetzt werden können sie besonders auf der Ebene der Gemeinden, zumal hier die Fragen im Blick seien, die eine unmittelbare Relevanz für die Menschen vor Ort haben. „Das bietet unter Umständen die Chance ‚ökumenischer Regionalisierung‘: Bestimmte Angebote einer Gemeinde könnten mit denen von anderskonfessionellen Nachbargemeinden abgestimmt werden, z.B. kultureller, diakonischer Bereich, Jugendarbeit“, Bildungsangebote sowieso.

Nötig ist die „deutliche Profilierung unserer evangelischen Position“

Das evangelische Profil muss im ökumenischen Dialog deutlicher werden. Die Kirchenleitung soll klar und selbstbewusst Stellung beziehen. „Gerade in ethischen Fragen nützt es uns nichts, mit unseren gut begründeten Positionen hinterm Berg zu halten.“ Behindern sich die gleichzeitige Suche nach Profil und Zusammenarbeit? Beides ist nötig und möglich. Doch es wird auch über Abgrenzungstendenzen, Blockaden, oberflächliche Kooperation und Zögerlichkeit der Gegenseite berichtet. Stark gewünscht werden deshalb Impulse und eine Bestätigung seitens der Katholiken, dass Ökumene gewünscht ist. Der Priestermangel erschwert jedoch den Prozess. „Wir bedauern es sehr, dass es immer wieder Stimmen gibt, die die Ordination und damit den Zugang der Frauen zu allen kirchlichen Ämtern als Hindernis auf dem Weg zu einer umfassenden weltweiten Ökumene sehen.“

Mehr ökumenische Erkundungen in Richtung Islam

„Neben die christliche Ökumene und Partnerschaftsarbeit tritt mit Dringlichkeit das Zusammenleben der Religionen vor Ort.“ Deshalb „darf Kirche nicht dem Islam die Schlagzeilen überlassen, sondern muss in einen Dialog, in eine Diskussion mit ihm eintreten und wenn nötig sich distanzieren“. Damit verbunden ist die Frage, ob es Ökumene mit Muslimen gebe: Mohammed ist im Koran als die letztendliche Weisung Gottes offenbart – wie passt der implizite Anspruch dessen in die Gegenwart und zur Ökumene? Deutlich wird: die Erkundung steht am Anfang.

C 10 Die richtigen Antworten auf die Herausforderungen?

Dies ist ein ebenso wichtiger wie schwieriger Bereich der Auswertung: Eine Reihe von Einsendungen findet, die Frage nach richtigen Antworten habe falsche Voraussetzungen, es wäre besser zu fragen: „Wie kann die Kirche sich und die ihr anvertraute Botschaft in der Situation unserer Gesellschaft klarer darstellen und vertreten?“ Andere halten die Fragestellung für problematisch, weil jede Antwort darauf immer erst im Nachhinein zu bewerten sei. Einigen Stimmen zufolge werden auf die falsche Frage auch noch falsche Antworten gegeben: Viele Herausforderungen unserer Gesellschaft würden in ihrer Tragweite nicht ernst genug genommen. Es ist bereits ein hoher Anspruch, die richtige Frage zu stellen. Die gegebenen Antworten könnten interesselitig sein – wer das weiß, kann es berücksichtigen, sich um Beteiligung möglichst unterschiedlicher Voten bemühen und versuchen, ausreichend Informationen bereitzustellen, und immer wieder neu fragen ...

Die wichtigste Herausforderung ist, sich „den Herausforderungen unserer Gesellschaft“ überhaupt zu stellen und darüber ins Gespräch zu kommen. Die Identifizierung der wichtigen Herausforderungen ist schwierig. Die Antworten darauf werden oft durch eigene Probleme überlagert. Kirche reagiert hier oft nur, statt selbst zu handeln. Die Zukunftsthemen sollten aber doch nicht anderen überlassen werden. „Wenn wir von der Managementkirche wieder zur Kir-

chekirche zurückfinden, dann nehmen die Leute uns – und je nach Lebensphase unser Angebot – wieder ernst und wahr.“ – „Es ist gut, wenn die Kirche mit der Zeit geht, aber zugleich zeigen kann, dass sie nicht nur vom Zeitgeist bestimmt ist, sondern von der Mitte und Quelle lebt, die Christus heißt.“

Die Themenliste, zu der Antworten erwartet werden, ist ein ABC der Problemlagen: Aids, Alter, Altersvorsorge, andere Religionen (Islam) und Kulturen in der Nachbarschaft, Arbeitslosigkeit (auch Jugendliche), Arbeitswelt, Arbeitsplatzverlagerung in Billiglohnländer, Aussiedler, Behinderte (Integration), Besuchsdienste, christliche Werte, Demenz, demographischer Wandel, Demokratie (erlebbar machen), Familien- und Lebensformen (Singles, Alleinerziehende, Geschiedene), Homosexualität, Jugendliche (Interessenvertretung, Themen, Fragen, Probleme), Frauen, Generationenvertrag, Geschlechter- und Generationengerechtigkeit, Globalisierung, Großprojekte (Kritik), Lebensstationen begleiten, Lobby für Menschen an den Rändern der Gesellschaft, Männer, Ökologie, Ökumene, Politik, Schulen (Probleme dort, Religionsunterricht), Solidarität mit Randgruppen, soziale Kompetenz, soziale Ungerechtigkeiten, Toleranz, Überalterung, Umwelt, weltweite Verantwortung, Wohnformen im Alter, Zusammenhalt der Gesellschaft.

Einige sind der Meinung, die Antwort der Kirche müsse eine spirituelle sein

Neben den Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen steht die Frage nach der Innerlichkeit der Kirche: Gesucht werden Spiritualität, Rituale, Mystik, Meditation und Stille. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft ist groß. Wo gibt es Angebote, die für Distanzierte attraktiv sind? Es gilt, „Nachfolge heute“ zu gestalten, nicht „Wohlfühlkirche“. „Im Sinne einer sozialen Notlagenindikation ist Kirche – d.h. jeder Christ – aufgerufen, erste Hilfe zu leisten. Bereits in ihrem Samariterdienst verändert die ‚Gemeinschaft aller Barmherzigen‘ die (Not-)Lage der konkret Betroffenen ... Der größte Dienst, den wir als Christen an der Gesellschaft leisten können, ist das Gebet. Unseren HERRN im Gebet anzurufen, ist die eigentliche Kernkompetenz von uns Hoffnungsträgern.“

Viele sind der Meinung, man müsse sich mehr und klarer als Christ zu Wort melden

Es wird gefordert, zu aktuellen Themen Stellung zu nehmen: deutlich, ehrlich, eindeutig, eindringlich, klar, kritisch, offiziell, spontan, wenn nötig, gegen den Zeitgeist, zeitnah. Bischof Wolfgang Huber, der Ratsvorsitzende der EKD, wird als Vorbild für politische Äußerungen genannt (von der ELKB höre man weniger). Das Wort zur wirtschaftlichen und sozialen Lage wird begrüßt, seine Fortschreibung angemahnt. Und was ist mit dem „konziliaren Prozess“? Eine professionelle Presse- und Öffentlichkeitsarbeit ist nötig, um die Antworten in zeitgemäßer Sprache und mit griffigen Formulierungen zu verbreiten. „Wir wünschen uns eine Kirche, deren gesellschaftliche Rolle sich künftig nicht darauf beschränkt, affirmativ die alltäglichen Krisenerfahrungen ihrer Mitglieder zu kompensieren, wie es vermutlich als drängendes Bedürfnis an die Kirche herangetragen wird.“

Die Vorstellungen und Antworten werden einerseits als veraltet, zu konservativ und realitätsfern angesehen, andererseits als zu wenig profiliert und zu wenig bewusst evangelisch. Der Maßstab ist das Neue Testament, die Bibel bzw. Gott. Es sollen christliche Werte vermittelt und verteidigt werden. Das prophetische Amt der Kirche müsse auf Fehlentwicklungen hinweisen, das Wächteramt sei wahrzunehmen. Es geht um die Positionierung zu „weltlichen“ Themen im Rahmen des christlichen Glaubens. Die Suche nach biblischen Alternativen stößt allerdings bereits innerkirchlich auf Hürden, dabei stehe die Glaubwürdigkeit der Kirche auf dem Spiel.

„Die Generalversammlung des Lutherischen Weltbundes hat bereits 1997 in Debrecen/Ungarn dazu aufgerufen, in einen ‚processus confessionis‘ einzutreten, um zu klären, ob eine neoliberale Globalisierung nicht die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses der Kirchen in Westeuropa gefährdet. Nach Einschätzung des Kirchenvorstands wird das Thema einer gerechten Weltwirtschaftsordnung das entscheidende Thema der nächsten 50 bis 100 Jahre sein. Dies scheint in der Landessynode noch nicht richtig angekommen zu sein. Jedenfalls ist davon auf Ortsebene kaum etwas zu spüren.“ Dagegen wird deutlich: „Die missionarische Dimension unserer Arbeit wird stärker: Hinaus zu den Menschen“ (vgl. C 12).

Die Frage nach Antworten ist eine Frage an die Strukturen und Arbeitsformen der Kirche
Die Kirche sollte Bürokratie abbauen und Nächstenliebe üben. Die Besinnung auf die Ressource „Geist“ ist nötig – das passiere besonders im Gottesdienst. Dafür werden neue Lieder gewünscht, andere Zeiten und die Verlagerung des Schwerpunkts vom Sonntagsgottesdienst zu vielen Bereichen des Lebens und der Öffentlichkeit. „Wir müssen das christliche Weltbild mit Wort und Tat anderen Weltbildern entgegenhalten und uns vom Zeitgeist abheben, z.B. als Arbeitgeber und im seelsorgerlichen Bereich.“ Die Handreichungen zur „Patientenverfügung“ und zu „Demenz“ und das Konzept „Alter und ältere Menschen in den Kirchengemeinden“ sind wichtige Initiativen dazu. Angeregt wird auch ein Infopool der Landeskirche zu gesellschaftspolitischen Themen. Auf Dekanatsebene seien Chatrooms und entsprechende Links auf den Dekanatshomepages wichtig.

C 11 Die diakonische Dimension

Die diakonische Dimension hat hohe Bedeutung, ist tief verwurzelt, gehört zum Alltag
Sie darf sich aber nicht auf die Tätigkeit in etablierten Einrichtungen beschränken, sondern sie muss ein Wesenszug aller kirchlichen Aktivitäten vor Ort sein. Jede Kirchengemeinde sollte sich der diakonischen Dimension ihrer Botschaft bewusst werden. Beispiele für die diakonische Dimension sind: Ausbildung von Besuchsgruppen, Begleitung älterer Gemeindeglieder, Besuchsdienst (Altenheim, Krankenhaus), Diakonische Werke vor Ort, Einsatz für Benachteiligte, Ergänzung der Seelsorge, Familienpflege, Frauenarbeit, Gruppenarbeit, Jugend-Café, Kindergärten, Müttergenesung, Nachbarschaftshilfe, Sammlungen, Schicksale transparent machen, seelsorgerliche Arbeit, Seelsorge als Leibsorge, Senioren-Einrichtungen, Selbsthilfegruppen in kirchlichen Räumen, Sozialstationen.

Diakonie ist vor Ort präsent und sehr nötig: Kirche als Diakonie soll für alle da sein. Diakonisch ist jedes „freundliche Handeln“ innerhalb der Gemeinde. Diakonische Kirche wird mit einer Karawanserei verglichen: Es geht um Kommen, Bleiben und Wiederkommen-Dürfen. Die Kirche wird oft auch mittels der Diakonie wahrgenommen. Insofern ist Diakonie Kennzeichen der Kirche und Werbeträgerin für Kirche. Als profilierter christlicher Beitrag in gesellschaftlichen Debatten wird sie öffentlich wahrgenommen. Mit diesen Pfunden sollte die Kirche wuchern.

Zum Verhältnis von Kirche und Diakonie

Das Miteinander von Diakonie und Kirchengemeinden gestaltet sich gut. Eine stärkere Anbindung der diakonischen Aktivitäten an die Kirchengemeinden ist sinnvoll. Es wird der Wunsch geäußert nach wertschätzender Wahrnehmung, auch die Bitte um Einsegnung der Mitarbei-

tenden der Diakonie, um deren Vorstellung in der Gemeinde und nach einem Angebot von Glaubenskursen für Menschen in diesem Arbeitsbereich. Diakonie ist wichtig als gelebte Verantwortung vor Gott gegenüber den Mitmenschen und allen Mitgeschöpfen und der Umwelt. Sie übt Sorge und Fürsprache und soll soziale Gerechtigkeit in der Gemeinde ansprechen und Dialoge vernetzen.

Das Thema „diakonische Gemeinde – gemeindenahe Diakonie“ hat Zukunft. Der Auftrag zur diakonischen Kirche stamme aus der Urkirche. In der Arbeit der Diakonie wird der sozialdiakonische Auftrag der Kirche erfüllt. Zugleich sollten diese Bereiche nicht von Gemeinde getrennt werden. Zahlreiche niederschwellige Angebote, speziell im Jugend- und Seniorenbereich, haben eher diakonischen Charakter als den der kirchlichen Verkündigung. Im Ineinander und Gegenüber der Begegnungsfelder liegt große Chance. Die Vereinsebene spielt eine wichtige Rolle (z.B. Diakonievereine als Träger von Kindergärten und Sozialstationen). Die Einrichtungen haben große Akzeptanz und Resonanz weit über den Rahmen der evangelischen Gemeindeglieder hinaus. In den Dekanatsbezirken sind es die Fachstellen für Beratung, die als „Diakonie“ bekannt sind. Nötig ist eine Bewusstseins-schärfung: Die Bezirkstellen der Diakonie sind quasi eine Einrichtung der Gemeinden, um ihrem diakonischen Auftrag gerecht zu werden. Es sollte in den Gemeindebriefen eine Spalte für Diakonie geben.

Sich veränderten gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen stellen

Wichtige Themen für Diakonie und Kirche sind: Arbeitslosigkeit, Armut, Lebenskrisen, Obdachlosigkeit, Menschenwürde, Umbruchphasen des Lebens. Kirche und Diakonie sollten auf staatliche Gesetze Einfluss nehmen und nach neuen Formen der Zusammenarbeit suchen. Innovative Sozialarbeit wird geleistet. Die Gebühren für Kindergärten in der Trägerschaft von Diakonie und Kirche sollen sozial gehalten werden. Allerdings, Zeitmangel und eine hohe Belastung mit Verwaltungsaufgaben und Organisation schränken die Umsetzung der vorhandenen Möglichkeiten in den Einrichtungen vor Ort sehr ein. Dazu kommt die verschärfte private Konkurrenz, nicht nur im städtischen Raum.

C 12 Die weltweite Verantwortung der Kirche

An dieser Stelle fehlen der Auswertung mehrere Rückmeldungen, die uns nicht zugänglich gemacht wurden. Wir stießen auf sie, als wir im Bereich der ELKB nach den Gründen fragten, sich nicht an „Kirche vor Ort“ zu beteiligen (Methode: ‚drop out‘). Unmittelbar vor der Schlussredaktion der Auswertung konnten wir diese zehn Rückmeldungen durch verschiedene Kreise, Beauftragte, Gremien und Einrichtungen nicht mehr einarbeiten, wir hätten sonst die methodische Stringenz der Auswertung verloren. Auch die folgende Darstellung ist inhaltlich weiterführend. Dass sie nicht auf allen abgegebenen Rückmeldungen basiert, merken wir hiermit an.

Der Stellenwert ist größer denn je!

Aus der christlichen Botschaft ergibt sich eine Pflicht für alle – nicht nur für die Kirche, sondern für jedes Mitglied –, konkret zu handeln und im Leib Christi Verantwortung zu übernehmen. In vielen Stellungnahmen wird der weltweiten Verantwortung ein hoher Stellenwert zugewiesen. Allerdings erscheint das Bewusstsein für sie ausbaufähig, Impulse sind notwendig, und wirken bereits: Der konziliare Prozess verpflichtet zur Arbeit für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Und es gilt, die Soesterberg-Erklärung (vgl. „Kairos Europa“, d. Verf.) umzusetzen!

Stimmt die folgende Diagnose? „Die Gemeinde kreist nur noch um eigene Probleme, die weltweite Verantwortung der Kirche findet nur am Rande Beachtung, dafür sollten wieder Ressourcen freigemacht werden.“ Wie geschieht das konkret? Die Herausforderung im Globalisierungsprozess ist die Wahrnehmung der anderen. Zukunftsdialoge weltweit haben interreligiösen Dialog als Thema. „Abgrenzung im Dialog ohne Dogmatismus oder Respektlosigkeit tut Not, denn wer im Glauben an den befreiten Christus steht, hat keine Angst vor anderen Religionen und Kulturen, scheut die Auseinandersetzung nicht.“ Für den Theologen Karl Barth sei das Verhältnis der Kirche zum Judentum die „große ökumenische Frage“. Die christliche Welt soll sich nun auch der islamischen Welt mutiger, mit mehr Selbstbewusstsein entgegenstellen (vgl. oben C 10).

Globalisierung als bleibendes Thema

Lange bevor es den Begriff „Globalisierung“ gab, habe sich die Evangelische Jugend mit der Frage beschäftigt, wie Kirche und der einzelne Christ mit der Ungerechtigkeit der „Einen Welt“ umgehe. Interkultureller Austausch sei ein alternatives Konzept verantwortlich gelebter Globalisierung. Die Arbeit zum Thema Globalisierung beruht auf persönlichen Begegnungen. Dabei wird versucht, die Partner in ihrem jeweiligen Kontext zu verstehen. Kirche hat hierbei eine eigene Aufgabe, sie ist ein ‚global player‘, der zugunsten der gesamten Menschheit analysieren, für- und vorsorglich denken, handeln, beten und nachsichtig lieben sollte. Vernetzung in der jeweils bekannten Welt war schon immer ein Kennzeichen für Kirche. Die Missions- und Partnerschaftsarbeit stellt dabei einen Kernbereich dar. Dieser hat wichtige Auswirkungen in Übersee und bei uns. Eine bewusste Besinnung auf die missionarischen Wurzeln der Kirche ist nötig. Es gilt, für eine missionarische Kirche einzutreten und die Missions- und Partnerschaftskreise ernstzunehmen. Die Missionskonferenz sollte öfter stattfinden. Wie gelingt es, dass bei „MissionEineWelt“ basisdemokratische Strukturen erhalten bleiben?

Als weitere Themen und Arbeitsgebiete wurden benannt: Aids, Frauen in Ländern der 2. und 3. Welt (Aufklärungs- und Bewusstseinsarbeit), Brot für die Welt, Eine-Welt-Arbeit, Energie- und Ressourcenverbrauch (sparsamer Umgang), EU-Verfassung (fehlender Gottesbezug), Friedensdekade, Gerechtigkeit, Klimaschutz, Partnerschaftsarbeit, Solarstrom, Katastrophenhilfe, Wasser (Sparen, Stellungnahme gegen Privatisierung der Versorgung), Weltladen.

Wird die weltweite Verantwortung der Kirche auch wahrgenommen?

In einzelnen Nennungen hat das Thema allerdings oft keine oder nur sehr geringe Bedeutung. Nach den Gründen dafür und nach Konsequenzen daraus ist zu fragen. Ist zu befürchten, dass die finanziellen Engpässe der Kirche zu mehr Kirchturmdenken und gar einer Art Egoismus der Gemeinden führen? Es ist zu beobachten, dass Kollekten – mehr als früher! – in der eigenen Gemeinde behalten werden. Wie geht es mit den jeweiligen Dekanatspartnerschaften weiter, die auch von Begegnungen leben – Reisen zu Begegnungen sind allerdings oft mit hohen Kosten verbunden. „Selbstverständlich besteht die weltweite Verantwortung der Kirche. Die Frage ist nur, wie eine Kirche solche Verantwortung wahrnehmen soll, die im Inneren zunehmend geschwächt ist. Es erscheint mir nicht dienlich, das weltweite Engagement unserer Kirche gegen die missionarische Aktivität im eigenen Bereich aufzurechnen. Doch muss sich unsere Kirche auch darüber Gedanken machen, wie wir die Menschen erreichen und begleiten, die im Bereich unserer Kirche leben. Dem weltweiten Engagement – als Antwort auf eine zutreffend wahrgenommene Verantwortung – ist wenig gedient, wenn die spirituelle und ökonomische Basis der eigenen Kirche wegbricht.“